



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Claver est une signature
pseudonyme. L'auteur
est Leun, conseiller
intime du roi de Prusse. ..

Scherz und Ernst
Gai et Jering

von

H. Clauren.

ou le meilleur
Soporifique du monde

Erster Theil.

Dresden, 1818.
in der Arnoldischen Buchhandlung.



TAYLOR INSTITUTION

UNIVERSITY

31 JUL 1969

OF OXFORD

LIBRARY

Scherz und Ernst

von

H. Claren.

Erstes Bändchen.



Die Klosterkirche.

Der Major konnte es nicht mehr aushalten. Vierzehn lange Tage und Nächte hatte er das Ungemach ertragen, aber nun war der Faden seiner Geduld gerissen. „Herr Prediger“ hob er an, schaffen Sie mir ein ander Quartier; Ihre Fliegen am Tage, und Ihre Mäuse in der Nacht — ich bin, hol' mich der Teufel, ein guter Mensch, aber es geht nicht länger, beides sind nun einmal abgesagte Feinde von mir. Ihre verdammten Mäuse werden alle Tage munterer, und die abscheulichen October-Fliegen, alle Tage matter.“

Der Prediger, ein lieber alter Mann, behauptete mit der Nichte und der Haushälterin, daß, wie er ja selbst wisse, im ganzen Dorfe kein einziges Haus sei, was sich zu seiner Aufnahme eigne. Auf dem Amte wohne der Oberste, in der Mühle der Rittmeister und beim Schulzen und Schulmeister zwei Lieutenants.

„Ist denn im Kloster nichts von einem Stübchen?“

„Bewahre der Himmel; der untere Belasß ist seit der Aufhebung des Klosters zur Amtsstube, zur Kasse und zum Gefängniß eingerichtet, und der obere Raum zu Kornböden.“

„Nun so schlage ich meine Residenz in Ihrer Kirche auf. Da giebt es weder Fliegen noch Mäuse; erstere finden dort nichts zu leben, und letztere bleiben auf Ihren Kornböden.“

„Von beiden Plagegeistern ist die Kirche ganz frei, doch —“

„Im Ernst, alter Herr, lassen Sie mich in der Kirche schlafen; ich darf doch mein Pfeifchen darin rauchen?“

„Sie stehen noch auf dem Feld: Etat, Herr Major, also leben Sie noch im Kriegszustande; und im Kriege haben sich unsere armen Kirchen wohl noch andre Begegnungen gefallen lassen müssen; eine Pfeife Taback wäre also das wenigste; aber —“

„Was für ein aber?“

„Sie lachen mich aus, Herr Major; Sie sind ein wackerer Soldat. Alle Ihre Husaren sprechen mit Ehrfurcht von Ihrem Muthe, von Ihren Thaten. Sie werden sagen, daß Sie sich vor nichts fürchten, — aber in der Kirche — nehmen Sie mir es nicht übel, in der Kirche wird Sie's wohl nicht leiden.“

„Was wird mich nicht leiden?“ fragte lachend der Major, „das soll wohl so viel heißen, als ob es in der Kirche nicht recht richtig wäre?“

„Herr Major, ich bin ein alter Mann, und wir haben bereits vierzehn Tage zusammen gelebt, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich mich nicht jedem Vorurtheile, jedem Wahne Preis gebe; aber mit der Kirche hat es — seine Bes wandniß. — — — Viele Menschen, wenn sie um Mitternachtzeit in die Nähe der Kirche kommen, haben ein leises Stöhnen gehört, und darinnen auf und ab gehen, und die Bücher auf dem Altar auf und zu klappen. Der vorige Glöckner hat mit seinen eignen Augen gesehen, wie sich die kleine Kirchthüre hinten am Altar aufgethan hat, und eine weiße Gestalt herausgetreten ist, die ihm dreimal gewinkt hat. Drei Tage darauf war der Mann todt.“

„Lieber alter Herr, glauben Sie denn das alles wirklich?“

„Warum soll ich das nicht glauben; unser ganzes Dorf weiß es ja. Ich könnte Ihnen noch ganz andere Dinge erzählen,

aber Sie wollen schlechterdings ein Freigeist seyn, also“

„Kein Freigeist in Ihrem Sinne, sondern ein freier Geist, der die Knechtschaft des Aberglaubens jeglicher Art, mit Füßen tritt. Es war vorhin mein Scherz, in der Kirche schlafen zu wollen. Im Felde gewöhnt man sich an alles, also auch an Ihre infamen Fliegen und Mäuse, allein jetzt ist es mein Ernst. Heute Abend bette ich mich noch in Ihre Kirche. Es bedarf gar keiner Umstände; meine Matraze, meinen Mantel, ein Kopfkissen, ein Licht, meine Pfeife, meinen Säbel und meine Pistolen.“

„Sie können die Kirche mit ganzen Batterien umsetzen, das hilft Ihnen nichts.“

„Die Thüre aus der Kirche in das Kloster ist doch verschlossen?“

„Inwendig und auswendig.“

„Kann ich die große Kirchthüre, und die kleine hinten am Altare inwendig zuschließen?“

„Ja, auch verriegeln.“

„Ist der unterirdische Gang, von dem Sie uns neulich sagten, an irgend einer Stelle offen?“

„Überall dicht vermauert.“

„Nun, lieber Prediger, können Sie ganz unbesorgt seyn; ich schlafe diese Nacht noch in Ihrer Kirche, und werde morgen früh ganz frisch und munter zu Ihnen kommen, und Ihnen zum Weiterbringen in das ganze Dorf, erzählen, daß ich nichts gesehen und gehört habe.“

In dem Augenblicke trat der Oberste in das Zimmer.

Der Major erzählte ihm, unter vielem Lachen das eben gehabte Gespräch und seinen Entschluß, kommende Nacht allen Geistern der Klosterkirche den Fehde-Handschuh hinwerfen zu wollen.

Der Oberste, um ein Jahrzehent älter, als der Major, hatte seiner Erzählung, in tiefes Sinnen verloren, zugehört; er lachte

gar nicht, sondern sagte sehr ernst: „Ich mag eigentlich solche Herausforderungen nicht recht leiden. So lange die Welt steht, hat man die Möglichkeit der Geistesichtbarkeit eingeräumt, so lebhaft sie auch von andern bestritten worden ist. „Heute“ — setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, — „heute würde ich übrigens am wenigsten den Anfang mit dem Schlafen in der Kirche gemacht haben, lieber Major. Heute den 16. October am ersten Schlachttage bei Leipzig, an dem unser braver Wulfeneck fiel!“ —

„Wulfeneck!“ fuhr der Major plötzlich auf, und hielt sich die Hand zusammengekrampft vor die Augen. „Mein ehrlicher, mein lieber guter Wulfeneck! Das ist wahr, daran hab' ich nicht gedacht! Heute Abend ein Jahr, daß er an meiner Seite fiel! Sonderbar. Eben heute ein Jahr!“

Der Major war sehr bewegt. Er ging, die Hände auf den Rücken gelegt, still in sich gefehrt, im Zimmer auf und ab. Der

Pfarrer freute sich im Stillen, daß der Freigeist mürbe gemacht worden war, und ging zur Etube hinaus.

Der Major war so tief ergriffen, daß er der lang verhaltenen Thränen nicht mehr Herr werden konnte; sie rannen ihm still über Wange und Bart.

„Verzeihung, lieber Major,“ begann der Oberste sanft, und reichte ihm theilnehmend die Hand. „Verzeihung, daß ich in Ihnen eine so wehe Erinnerung geweckt habe, ich weiß, — Wulfeneck war Ihr treuster Freund.“

„O, ich danke Ihnen vielmehr dafür! ich könnte auf mich böse seyn, daß ich von selbst nicht den Todestag meines Wulfeneck feierte, daß Sie mich erst daran erinnern mußten. — Mein guter Wulfeneck! — ach er hat auch nicht Wort gehalten!“

„Wie nicht Wort gehalten?“

„Wir lagen am 15., den Abend vor Eröffnung der ungeheuern Schlacht im Vi-

vouack. Der nächtliche Himmel war dunkel blutroth von den tausend Wachtfeuern aus den Dörfern, die rings um die geängstete Stadt hoch aufflackerten, und die kalte Nachtlust erzitterte von dem Jammergeschrei der Unglücklichen, deren Gut und Habe, Feind und Freund, Raubgier und Hunger, Wuth und Flamme unbarmherzig zerstörten. Wulfeneck lag an meiner Seite. Wir wußten, daß morgen die Schlacht beginnen sollte; unsere Husaren durften nicht absatteln; sie waren munter und guter Dinge, und sangen das Lied, dessen Strophen sich immer endeten:

„Gott wird durch uns ihn schlagen,
Mit Roß und Mann und Wagen.“

Wir beide wollten schlafen, aber wir konnten nicht. Wir richteten uns auf, rückten dem Wachtfeuer näher, und plauderten mit einander. Wulfeneck war von dem Muth der unsrer herrlichen Leute begeistert. „Ja“ rief er aus:

„Gott wird durch uns ihn schlagen,
Mit Ross und Mann und Wagen.“

Es wird ein heißer Tag werden, aber der Sieg ist unser; bei diesem drängenden Ungestüm, sich mit dem Feinde zu messen, die in der Brust eines jeden von uns, mit namenloser Gewalt stürmt, muß der Sieg unser werden. Bruder! Du sollst morgen Deine Freude über mich, an der Spitze meiner Jungen haben. Mein Leben will ich theuer verkaufen, das verspreche ich Dir, na — und gebietet Gott über mich, so sind wir darum — setzte er lächelnd hinzu, und gab mir die Hand, — noch nicht geschiedene Leute. Ich erscheine Dir nach meinem Tode, so wahr ich ein ehrliches Husarenherz im Leibe habe, und ein Gleiches mußt auch Du mir versprechen, wenn ich Dich überleben sollte. Der Mensch kann was er will, als Geist muß er noch mehr können. — Mein Freund, mein Bruder, mein Guthenau, — bleibe ich, so siehst Du mich binnen Jahresfrist; hier meine

Hand darauf.“ — — Du ehrlicher Wulfeneck, das Jahr läuft in wenig Stunden zu Ende, und ich habe Dich noch nicht gesehen!“

„Und Sie wollen heute,“ fragte der Oberste, „gerade heute, dessen ungeachtet in der Kirche schlafen, Major? Glauben Sie nicht, daß ich ein altes Weib bin, aber die Geschichte, die Sie mir da von Wulfeneck erzählten, und Ihr eben gefaßter Entschluß mit der Klosterkirche — das trifft so sonderbar, so ganz sonderbar zusammen, daß es bei meiner Treue aussieht, als wollten Sie der Erscheinung gerades Weges entgegen gehen. Sie kennen mich, ich glaube, daß ich, so lange ich Soldat bin, meinem Stande keine Schande gemacht habe.“

„Nein, bei Gott nicht.“

„Aber ich schäme mich nicht, es zu gestehen; ich will, wenn es seyn muß, mein Regiment in das heißeste Feuer führen, aber in der alten düstern Klosterkirche, an Ihrer

Stelle, heute allein zu schlafen, würde mir noch einmal so schwer fallen.“

„Ich will nicht in Abrede stellen, Herr Oberster, daß Wulfenecks Andenken, mich sonderbar ergriffen hat. Indessen — was würde der alte Pfarrer frohlocken, wenn ich jetzt auf einmal umkehrte; er müßte meine frühern Einwürfe für leere Windbeutelereien, und mich für den ausgemachtesten Poltrier halten.“

„Nun so kommen Sie wenigstens vorher auf das Amt; ich habe Sie bereits bei dem Amtmann zum Abendbrod angesagt, und Sie sind ihm willkommen. Sie einzuladen war die eigentliche Veranlassung meines Besuchs. Ich erwarte unsern Freund Steinberg mit jeder Minute; sein Regiment geht zwei Meilen hier in der Gegend vorbei; er hat gehört, daß wir hier im Quartier liegen, und ließ durch einen seiner herübergeschickten Uhlanen fragen, ob ich zu Hause wäre, und ob er auf eine Nacht zu mir kommen könne.“

Zugleich hatte, der sich immer gleich bleibende komische Mensch, den Uhlanen mit Zucker, Arak und Citronen dermaßen bepakt, daß der arme Kerl kaum über sich wegsehen konnte, da wollen wir denn eins zusammen punschen, und dann können Sie, wenn es nur plattterdings nicht zu ändern ist, meinotwegen den flüchtigen Punschrausch in Ihrer alten Kirche ausschlafen.“

Der Major aber dankte für Abendessen und Punsch und gesellschaftliche Zerstreuung, und versicherte, daß er zu keinem von allen diesen heute aufgelegt sey; er wolle vielmehr den wenigen Rest des Tages, dem Andenken seines verklärten Freundes im Stillen widmen.

Als eben die Schlafbedürfnisse des Majors, seinem wiederholt erklärten Willen gemäß, ungeachtet der nochmaligen Protestationen des Pfarrers, zur Kirche geschafft werden sollten, kam der Adjutant, der den Major fast alle Abende besuchte. Dieser stuzte

Stelle, heute allein zu schlafen, würde mir noch einmal so schwer fallen.“

„Ich will nicht in Abrede stellen, Herr Oberster, daß Wulfenecks Andenken, mich sonderbar ergriffen hat. Indessen — was würde der alte Pfarrer frohlocken, wenn ich jetzt auf einmal umkehrte; er müßte meine frühern Einwürfe für leere Windbeutelerei, und mich für den ausgemachtsten Poltrier halten.“

„Nun so kommen Sie wenigstens vorher auf das Amt; ich habe Sie bereits bei dem Amtmann zum Abendbrod angesagt, und Sie sind ihm willkommen. Sie einzuladen war die eigentliche Veranlassung meines Besuchs. Ich erwarte unsern Freund Steinberg mit jeder Minute; sein Regiment geht zwei Meilen hier in der Gegend vorbei; er hat gehört, daß wir hier im Quartier liegen, und ließ durch einen seiner herübergeschickten Uhlanen fragen, ob ich zu Hause wäre, und ob er auf eine Nacht zu mir kommen könne.“

Zugleich hatte, der sich immer gleich bleibende komische Mensch, den Uhlanen mit Zucker, Arak und Citronen dermaßen gepackt, daß der arme Kerl kaum über sich wegsehen konnte, da wollen wir denn eins zusammen punschen, und dann können Sie, wenn es nur plattterdings nicht zu ändern ist, meinestwegen den flüchtigen Punschrausch in Ihrer alten Kirche ausschlafen.“

Der Major aber dankte für Abendessen und Punsch und gesellschaftliche Zerstreuung, und versicherte, daß er zu keinem von allen diesen heute aufgelegt sey; er wolle vielmehr den wenigen Rest des Tages, dem Andenken seines verklärten Freundes im Stillen widmen.

Als eben die Schlafbedürfnisse des Majors, seinem wiederholt erklärten Willen gemäß, ungeachtet der nochmaligen Protestationen des Pfarrers, zur Kirche geschafft werden sollten, kam der Adjutant, der den Major fast alle Abende besuchte. Dieser stuzte

zwar anfänglich über die Wahl des in seiner Art eigenen Schlafkabinetts mit Kanzel, Altar und Orgel, indessen fand er so viel Originelles in der Sache, daß er ihr am Ende seinen Beifall nicht versagte, und die Pfeife und die Pistolen des Majors selbst in die Kirche trug, und den besten Platz für den Strohsack und die darauf zu legende Matrasse, dem Major mit aussuchen half.

Er erbot sich, dem Major Gesellschaft zu leisten, und meinte, es sei für sein Bette allenfalls wohl noch Raum genug, indessen dankte der Major, um gegen den Pfarrer morgen den vollen Beweis führen zu können.

Sie saßen beide eine geraume Weile vor dem Altare zusammen, rauchten ihr Pfeifchen, tranken ein Glas Bier dazu und plauderten von diesem und jenen; aber je länger sie sprachen, je leiser fingen sie an zu reden, denn es schallte in der weiten leeren Kirche so furchtbar, daß es immer klang, als sprächen sechs, sieben Personen mit ihnen zugleich.

Der Adjutant war wohl ein munteres Haus, aber hier schien er befangen. Er sah sich einigemale rechts und links um, und in die lange dunkle Kirche vor sich hin, und meinte am Ende doch, daß er bei seinem Schulzen lieber schlafe, als hier in dem alten göthischen Gebäude. Der Major schwieg, und als es im Dorfe zehn schlug, der Adjutant sein Pfeifchen ausklopfte, und ihm gute Nacht sagte, ging er schweigend und ernst mit ihm bis zur kleinen Kirchthüre, ließ den Adjutanten heraus, und riegelte hinter ihm zu.

Die große Kirchthüre hatte er vorher schon untersucht, und sie verschlossen gefunden.

Jetzt war er allein in dem hohen schauetlichen Tempel Gottes.

Die ewige Lampe brannte ein stilles Flämmchen ohne weitem Schein und Schimmer.

Auf dem Altar standen zwei brennende Wachskerzen. Er nahm eine davon, und stellte sie neben das Bette, das wie ein Paar

radefarg vor dem Altare stand, und legte sich halb entkleidet nieder. Seine Pistolen lagen neben ihm auf einem Schemmel. Er schloß die Augen, um einschlafen zu wollen; aber sein aufgeregter Geist gebot dem Körper; er konnte keinen Schlaf finden.

Er hörchte mit geschlossenen Augen, ob sich etwas bewege.

Ein leises Geräusch, als ob sich ein Steinchen in der dunkeln Höhe des Spitzgewölbes losgebrockelt habe, und herabrolle, und immer größer und schwerer werde, je tiefer es komme, ward ihm vernehmbar.

Er schlug die Augen auf, richtete sich in die Höhe, und starrte die lange finstere Kirche hinab — da war ihm, als schwebe etwas Weißes oben bei der Orgel umher.

Aber kaum, daß sein Blick dorthin geflogen war, verschwand auch schon das Nachtbild.

„Einbildung,“ sagte er zu sich selbst, legte sich wieder nieder, schloß die Augen, und bedeckte sie mit seiner Rechten.

Er zwang sich, einzuschlafen, aber eine unwillkürliche Hitze überhauchte sein Innerstes, und drängte ihm einen gelinden Schweiß durch alle Poren.

In der Kirche war alles wieder still. Kein lebendes Wesen rührte sich im großen schwarzen Raum.

Nach langer, langer Weile aber vernahm der Major ein fernes Klirren, als fiel eine eiserne Kette.

Diesmal war keine Einbildung im Spiele; er hatte erst ein heimliches Klimplern, dann das Klirren der eisernen Glieder in einander, und endlich das Fallen der Kette, wie auf Steinpflaster, gehört.

Er raffte sich wieder in die Höhe. Er riß die Augen weit auf, sein forschender Blick strich an der Kanzel vorbei, da hob etwas Weißes sich auf dem Platze empor, wo sonst der Prediger steht und verschwand.

„Wulrieneck“ sagte heimlich der Major zu sich selbst, „solltest Du kommen, um Dein

Wort zu lösen? Aber es ist ja nicht möglich! Es ist ja nicht möglich!“

Und doch drängte sich des vorangegangenen Freundes Gestalt jetzt vor des Majors Seele, als stände er lebendig vor ihm. Von sanfter Behmuth überflossen, legte sich der Major wieder nieder, und je fester er die Augen zumachte, je deutlicher sah er in seinem geheimen Innern, den Freund seines Herzens, den einzigen Menschen in der Welt, der sein ganzes unbegrenztes Vertrauen gehabt hatte. „Ja, Du hast Dein Wort gelöst“ sagte er ohne Worte zu ihm, in der Sprache unbeschörter Gedanken, „ich habe Dich gesehen, ich habe Dich wiedergesehen; gehab' Dich wohl in Deinem unbekanntem Jenseit, bis ich Dir einst folge, und mit Dir an Deiner treuen engelreinen Brust, die Freuden des Himmels zusammen genieße.“ Ein Etwas regte sich in diesem Augenblicke in der Kirche.

Es war, als sei es im Rücken des Majors.

Er wandte sich schnell um.

Es war nichts.

Alles, alles war still, wie im Grabe der ewigen Nacht.

Auf dem Thurm der Kirche im Dorfe schlug es eilse.

Der Major blieb nach der Seite gekehrt liegen, nach der er sich eben gewandt hatte, um zu sehen, ob er dieses Etwas, was er sich regen gehört hatte, näher entdeckte. Der Schemmel mit der Wachskerze und den Pistolen stand auf dieser Seite vor dem Bette.

Sein Blick wandelte an der ihm gegenüber befindlichen Wand hin, bis zum drei Fuß hohen Gitter des Chores, das die heilige Stätte des Hochaltars, von dem übrigen Kirchenraum trennte.

Diese ganze Wand, war geziert mit Gedächtnistafeln der Seeligen, die unter ihnen, in der Todtengruft längst vermodert waren; mit den Bildnissen der verstorbenen Aebte des vormaligen Klosters, mit Kränzen von Rosa-

marin und Nauschgold, die zum Andenken der in Gott ruhenden Mönche, von ihren Angehörigen hier aufgehängt waren, und mit Schnitz- und Schnörkelwerk allerlei Art von nußbraunem Holze.

Die Kerze auf dem Altar und die vor seinem Bette, warfen ein schwaches Dämmerlicht auf alles das hin, und es gestalteten sich ihm daraus die seltsamsten Schatten und Formen. Dicht aber am Gitter, noch innerhalb des Chores, befand sich die Thüre zur Sacristei von schwarzem, schweren Eisenblech

Es war ihm, als öffne sich diese Thüre.

Er stierte unverwandten Blicks auf die Thüre — sie öffnete sich langsam, immer weiter und weiter.

Das Blut stockte ihm in den Pulsen, so griff ihm das Entsetzen in das bebende Herz. Er wollte ausspringen und hinein, und sehen, ob diese Thüre, die er vorhin genau untersucht und verschlossen gefunden hatte, sich

wirklich bewege. Er rieb sich die Augen, um heller zu sehen. Nein, er hatte sich getäuscht. Die Thüre bewegte sich nicht wieder.

Aber der Abt, der über dieser kleinen schwarzen Thüre hing, sah auf ihn herab, als ob er lebe. Des alten eisgrauen Mannes glühendes Auge traf unverwandt gerade auf ihn. Je länger der Major das wunderfame Bild ansah, je sprechender ward das finstere melancholische Gesicht; diese tiefen Furchen, diese gelbe Haut, diese blassen Lippen, dieses geistvolle Auge — der Major konnte nicht länger hinsehen, es war, als ob der Abt mit ihm eben zu reden anfangen werde; es kam ihm vor als verflüchten sich die Furchen, als erglänze die Haut, als öffneten sich die Lippen, als bekomme das Auge Licht und Leben. Der Major wandte sich auf die entgegengesetzte Seite, und kehrte dem Abt, und der verdächtigen Thüre und den Gedächtnistafeln, den Bildern und Kränzen den Rücken zu.

Er sammelte sich wieder und gewann so viel Ruhe über sich, daß er im Stillen über seine Anwandlung von Furcht lächeln konnte. „Du hast den Mäusen und Fliegen aus dem Wege gehen wollen;“ sagte er zu sich selbst, „den Zweck hast du erreicht; und nun schläfst du doch nicht! Blos aus alberner Furcht, die dir noch von der Kinderstube aus anklebt. Ein Husaren-Major der sich anderthalb Jahre lang, fast tagtäglich wie ein braver Kerl mit dem Feinde herumgeschlagen hat! Tolle, thörichte Einfalt! Das Weiße auf der Orgel und Kanzel, war Spiel meiner aufgeregten Phantasie, das Aufgehen der Sakristeithüre blos scheinbar; wenn man am hellen Tage recht starr auf eine Thüre sieht, kann man sich am Ende einbilden, sie gehe langsam von selbst auf; das Gerille des rollenden und im Fallen immer schwerer werdenden Steins, und das Gekirre der Kette — ja — gehört hab' ich beides, darauf will ich schwören, aber ob es in der Kir-

che war, kann ich nicht behaupten. Ich liege nun anderthalb Stunden hier, und mir ist kein Haar gekrümmt; hausten wirklich Geister hier, die mir etwas anhaben wollten, auf, was hätten sie bis jetzt warten sollen! Nichts soll mich mehr stören; ich will kein Auge mehr aufmachen, ich will schlafen; ich will, und ich werde schlafen.“

Mit diesem festen Vorsatze streckte sich der Major, jetzt wieder völlig zu sich selbst gekommen, lang aus, und fiel allmählig in den seeligen Zustand der Ruhe, in welchem der Mensch zwischen Wachen und Schlafen schwebt. Der Schlummergeist überstreute den Müden endlich mit seinem betäubenden Wohne. Die Seele spannte die Sinne aus ihrem täglichen Joch, und gaukelte ihrem Herrn nun im Traume als Schwarzkünstlerin tausend bunt verworrene Bilder vor sein inneres Auge.

Da rief es auf einmal leise, aber vernehmlich „mein Freund!“

Der Schall dieser Worte traf das Ohr des Majors! aber er hörte sie nur träumend, beschäftigt mit den Luftgebilden, die ihm seine Seele geschaffen.

Da rief es wieder „mein Freund!“ und dem Major war es, als spräche ein Engel vom Himmel herab, so mild klangen die Töne und so sanft, so melodisch.

Noch war er im Schlafe; aber die weichen Schleier, mit denen ihn Müdigkeit und Schlummer umflort hatten, fielen allmählig von seinem Auge, und je näher er dem Erwachen kam, je deutlicher ward es ihm, als sei dieß die Stimme seines verklärten Wulfeneck gewesen.

Er schlug jetzt die Augen auf. In der Kirche war es heller, als vorhin; und in demselben Augenblicke hörte er wieder, jetzt vollkommen wachend, die leisen Worte „mein Freund!“

Der Major wendete sich rasch um.

Da stand Wulfeneck, zehn Schritte vor

seinem Bette. Angethan mit einem weißen Sterbehemde, die tödtliche Schußwunde in der entblößten Brust, leichenbleich, und eine lange hochbrennende Kerze in der Hand.

„Wulfeneck“ schrie der Major, vom Entsetzen erstarrt, laut auf, daß das Wort weit in die dunkle hochgewölbte Kirche hinein schallte, und der Widerhall zweimal Wulfeneck wiederholte.

„Entsetze Dich nicht,“ sprach die Gestalt, „ich bin es.“

Stier war das glänzende Auge; aber Wulfeneck war es. Nur zarter, jugendlicher die Züge des Todtengesichts, in dem seit Jahr und Tag kein Leben mehr war. „Ich bin gekommen,“ fuhr die Gestalt fort: „mein Wort zu lösen! Meine Zeit ist kurz. Höre meine letzte Bitte: setze auf dem Felde der deutschen Ehre, ein eisernes Kreuz mir; ich focht für dasselbe im Leben, gieb mir's im Tode.“

„Wulfeneck“ wiederholte der Major

von seinem ersten Schrecken etwas zu sich gekommen, und wollte aufstehen und auf ihn zu eilen.

„Bleib“ entgegnete die Gestalt. „Wo Du einen Schritt mir nur nahest, zerfließe ich in Nichts, und Du bist ein Kind des Todes.“

„Ah!“ rief der Major, jetzt völlig Meister seiner Furcht, aber aufgereizt bis zum Zerspringen aller seiner scharf gespannten Nerven: „das ist Betrug! das ist ein höllisches Blendwerk. Du bist nicht Wulfeneck.“ Er griff rasch zu den Pistolen, schlug an und schoß.

Der Knall schlug an die Decken der hohen Kirche, daß es widerhallte, als wäre ein Vier und Zwanzigpfünder losgebrannt, die Gestalt aber stand schußrecht und unbeweglich, blos die Rechte hatte sie verwendet vor das Gesicht gehalten, und als der Pulverdampf verflogen war, lächelte sie mitleidig: „Erbärmlicher, ich bin nicht von dies-

fer Welt," und warf die aufgefangene Pistolen-Kugel, mit leichtem Schwunge, dem Major ins Gesicht.

Da brach der Muth des Majors, seine Sinne schwanden, und seine Seele floh aus ihrer Hülle.

Erst als der Morgen dämmerte, kam der Major wieder zu sich.

Im ersten Augenblicke hielt er die Begebenheiten der vergangenen Nacht, deren er sich bis auf die kleinsten ganz genau erinnerte, bloß für einen schweren, bösen Traum.

Als er sich aber von seiner Erschöpfung, die ihm die mehrstündige Ohnmacht zugezogen hatte, allmählig immer mehr und mehr erholte, und sein Geist freier ward, konnte er an den Traum nicht mehr glauben. Die Pistolen-Kugel, die er im Bette fand, hob ihn vollends über allen Zweifel. Es war dieselbe Kugel, mit der er gestern das Pistol geladen hatte; er hatte sie erst gestern selbst gegossen, er erkannte sie an dem Zeichen seiner Kugelform.

Er hatte also seinen Freund wirklich gesehen, und er hatte auf ihn, den Verklärten, geschossen!

Unbegreiflich war es ihm, wie er dies hatte thun können. Er entsann sich nicht

deutlich mehr, wie ihm gewesen; nur so viel erinnerte er sich, daß ihn der Gedanke, als wolle ihm ein Mensch, oder der Teufel selbst, ein Gaukelspiel vormachen, überrascht und in Harnisch gebracht habe.

Seine beiden Kerzen brannten noch, und das blasse Licht des weichen Herbstmorgens fiel durch die hohen Kirchenfenster.

Von der Erscheinung selbst war keine Spur mehr vorhanden, und in der Dämmerung der Kirche herrschte eine feierliche Stille. Sie that ihm wohl, dem erschütterten Manne, der in dieser entsetzlichen Nacht alle seine Fassung verloren hatte.

Der Gedanke, auf seinen Freund geschossen zu haben, quälte ihn mit tausendfacher Marter. Das Heilige des Orts, die hohe Ruhe in dem großen gothischen Tempel, und die Morgenröthe, die immer heller und heller die Bogensenster beleuchtete, stimmte den Gefolterten zur Wehmuth und Reue.

Nur im Erguß der bittersten Thrä-

nen, fand er Linderung seines trüben Schmerzes.

Er stand jetzt auf, kleidete sich völlig an, löschte die Lichter aus, ging zur Kirche hinaus und schloß hinter sich zu.

Es fieberte ihn. Sein Inneres glühte, die kühlen Lüfte des Herbstmorgens fielen wie eisiger Reif auf ihn.

Er eilte in die Pfarrwohnung, ging, ohne sich sehen zu lassen, auf sein Zimmer und schrieb an den Obersten.

Er erzählte ihm klar und wahr die Geschichte dieser Nacht, (wie ich sie, aus diesem Aufsätze entlehnt, meinen Lesern mitgetheilt habe) legte im Vorgefühl seines, vielleicht nahen Todes, sein Testament bei, das er diesen Morgen aufgesetzt hatte, und bat schließlich den Obersten, von diesem höchstsonderbaren Ereigniß gegen jedermann zu schweigen.

Nach Verlauf einer Stunde brachte ihm der Reitknecht des Obersten einen versiegelten

Brief, er war vom Gaste des Letztern, vom Oberstwachmeister von Steinberg unterzeichnet.

„Erst lies, mein Freund,“ schrieb ihm Steinberg, „die Anlage A. und dann fahre in meinem Billet weiter fort.“

Der Major schlug die Anlage A. auseinander; es war ein Protokoll und lautete folgendermaßen:

„Aktum Marschquartier Bormsdorf den 12. August 1792. Dato gestellten sich die Herren, Hanns Detlev von Steinberg, und Herrmann Heinrich Freiherr von Guthe-
nau, beide Cornets im hochlöblichen ****schen
Husaren-Regimente, und ließen sich also
aus:“

„Wir haben auf Veranlassung eines
heute zufällig aufgetommenen Gesprächs
über Geistererscheinungen und Gespenster,
folgende Wette verabredet, die wir, um sie
vor allerlei Mißverständnissen zu bewahren,

und ihr volle Rechtsgültigkeit zu verschaffen, hiermit schriftlich verlautbaren lassen wollen.“

„Ich nämlich, Herrmann Heinrich Freiherr von Guthenau, erkläre hierdurch und Kraft dieses einen Wettschilling von einem hundert Stück Friedrichsd'or erlegen zu wollen, wenn mir der Cornet, Herr Hanns Detlev von Steinberg, früh oder spät, mittelbar oder unmittelbar, das Gefändniß schriftlich oder mündlich, oder durch die That abgewinnt, daß ich eine Erscheinung oder ein Gespenst gesehen habe, ohne derselben oder desselben Unächtheit auf dem Flecke zu entdecken.“

„Es bleibt ihm, dem Herrn von Steinberg dabei unbenommen, sich aller nur möglichen Mittel zu bedienen, um mir eine Täuschung der Art glaubhaft zu machen, jedoch ohne Gefährdung meines Lebens und meiner Ehre.“

„Dagegen verspreche ich, Hanns Detlev von Steinberg, dem Herrn Cornet, Herrmann Heinrich Freiherr von Guthenau einen Wettschilling von zweihundert Stück Friedrichsd'or, wenn selbiger die Unächtheit eines ihm vortretenden Gespenstes oder einer ihm zu Gesicht-kommenden Erscheinung, auf dem Flecke entdeckt, und sollen ihm dazu alle Mittel und Wege frey und unbehindert bleiben, keines ausgenommen. Allen Personen aber, so einer oder der andere der Wettenden zur Gewinnung der Wette nöthig haben, oder sich ihrer bedienen wird, versprechen beide Herren Contrahenten, solches auf keinerlei Weise entgelten zu lassen.“

„Zu mehrerer Bekräftigung alles dessen, so hier niedergeschrieben worden, haben beide Herren Comparenten solches unter ausdrücklicher gegenseitiger Verzichtleistung auf alle Einwände, Ausflüchte oder Excep-

tionen, so einer oder der andere aus dem Rechte der Minderjährigkeit, machen möchte, eigenhändig unterzeichnet, und 'ist jedem derselben ein gleichlautendes Exemplar ausgefertigt, ein drittes aber in der Registratur des hochlöblichen Regiments affirmirt worden."

„Hanns Detlev von Steinberg.
Herrmann Heinrich Freiherr von
Guthenau.

a. u. s.

Waidmann,
Auditeur im Hochlöblichen ~~***~~ schen Husaren Regiment."

Der Major las nun sehr betroffen und die Lösung des Räthsels dunkel ahnend, im Billet des Oberst-Wachtmeisters weiter.

„Ich schrieb neulich an meine Frau, und ließ mir von Hause einige alte Fami-

.lienpapiere kommen, deren ich zur Arran-
 girung einer Privatangelegenheit bedurfte,
 — in einem dieser Papiere lag dieß längst
 vergessene Protokoll; ich lächelte, als ich
 es aus einander schlug, und wollte, wenn
 wir uns einmal träfen, und Du Dein Exem-
 plar noch hättest, mit Dir verabreden die
 Cornetsposse zu vernichten. Ich weiß nicht
 mehr, wie wir damals auf die Albernheit
 gekommen sind; ich entsinne mich nur so
 halb und halb, daß ich damals einen ge-
 waltigen Respekt vor dergleichen Visionen
 hatte, und Du gar keinen; daß ich mich
 ärgerte, und daß ich Dich zur Wette ver-
 anlaßte, um Dir, mein alter lieber Guther-
 nau, einen rechten Poffen zu spielen; aber
 Du warst mir zu pffiffig und zu courageux,
 ich lernte Deinen Muth späterhin im Ges-
 secht kennen, wo Du immer der Erste warst,
 wenn es galt; da fing mir für meine 200
 Friedrichsd'orchen an zu hängen, ich fühlte

die Unmöglichkeit der Aufgabe, Dich auf die Probe zu stellen; nach und nach kam die Geschichte mir ganz aus dem Sinne; wir kamen aus einander und der Scherz wurde am Ende ganz und gar vergessen.“

„Gestern Abend traf ich hier ein, um mit Deinem Obersten und Euch allen, einen fröhlichen Abend zu genießen. Der jüngere Bruder Deines Freundes Wulfeneck, der diesen Feldzug als Freiwilliger in unserm Regimente mitgemacht hat, begleitete mich.“

„Der Oberste erzählte uns, daß, und warum Du uns diesen Abend nicht Gesellschaft leisten wolltest. Zugleich setzte er hinzu, daß Du eigentlich dem Pfarrer, Deinem Wirthe zum Troß, darauf beständest, in der Klosterkirche zu schlafen. Immer noch die alte Marotte im Kopfe, sagte ich unwillkürlich vor mich hin. Man verlangte darüber nähern Aufschluß, und ich

erzählte unsre sonderbare Wette aus der Geschichte unsrer Jugend.“

„Herrlich, Herrlich! rief Euer Adjutant, wir haben einen sehr Verstümmelten im Regimente, den Husaren Schramm. Er kann nie wieder dienen, und er ist arm; ihm bedinge ich die hundert Stück Friedrichsd'or aus, Herr Oberstwachmeister, wenn mein Major sie verliert; gewinnt er die Wette aber, so werde ich ihn vermögen, daß er zufrieden ist, wenn die 200 Friedrichsd'or von Ihnen an einen Invaliden Ihres Regiments gezahlt werden.“

„Da es das Wohl eines Dritten galt, eines wackern Kriegers unserer Armee, erlaubte ich mir nicht, seinen Rechten etwas zu vergeben. Ich willigte also ein, und Dein Oberster sah der Ausführung unsers Plans entgegen.“

„Was das Rollen des losgebröckelten

Steins betrifft, so hat Dein lauschendes Ohr sich damit wahrscheinlich eben so getäuscht, als mit der weißen Erscheinung auf Orgel und Kanzel, Dein Auge.“

„Das Klirren der eisernen Kette ist leicht erklärbar; wahrscheinlich hat sich der Pferdedieb, der in dem benachbarten Gefängnisse eingeschmiedet sitzt, einmal auf die andere Seite gelegt.“

„Als Du in die Kirche kamst, befand sich der junge Wulfeneck schon in der Sacristei.“

„Angel und Schloß waren frisch eingedolt, aber dennoch hörtest Du etwas, als er leise die Thüre aufschloß. Die Sacristei-Thüre machte er einigemal auf, um zu sehen, ob Du wach' seist; Du hast Dich also nicht geirrt, als Du wähntest, sie öffnete sich langsam.“

„Ein bißchen Kreide hatte den jungen Wulfeneck, der seinem verstorbenen Bruder

so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, die nöthige Blässe gegeben, und mit rother Dinte war die Schußwunde gemahlt. Er war auf den bloßen Strümpfen leise auf Dein Bette zugegangen, darum hattest Du ihn nicht früher gehört. Aber Deine Kugel bekamst Du von ihm an den Kopf geworfen, weil er sie, noch ehe du schoffest, aus beiden Pistolen schon in der Hand hatte; denn im Herübertragen hatte sie der Adjutant, der Dich absichtlich gestern Abend besuchte, um Dir bei der Einrichtung Deines originellen Schlafcabinets behülfflich zu seyn, unvermerkt mit dem Kräger herausgezogen, und sie ihm eingehändigt.“

„Der junge Wulfeneck flüchtete, als er merkte, daß Du vom Schreck überwältigt warst, in die Sacristei zurück, schloß hinter sich leise zu, und sprang zum Fenster hinaus.“

„Wir legten aber draußen heimlich ei-

ne Leiter an das Dir zunächst stehende Fenster, und da wir sahen, daß Du Dich bewegtest, und also — wiewohl Deiner nur halb bewußt, — lebtest, beruhigten wir uns und ich sandte in der Nacht noch eine Ordonnanz in mein Marschquartier, um das Portefeuille holen zu lassen, in dem sich das Protokoll befand, das ich Dir hier in der Anlage A. mitgetheilt habe.“

„In Deinem Schreiben an den Obersten hast Du ausdrücklich bereit, auf Deinen Freund Wulfeneck geschossen zu haben. Du hast also die Unächtheit der Erscheinung nicht entdeckt, mithin habe ich die Wette gewonnen, und die 100 Stück Friedrichsd'or gehören dem braven Schramm.“

„Damit ich aber auch für die jugendliche Albernheit büße, Dir, mein treuer, alter Gutsenau, eine böse Nacht gemacht zu haben, wiederhole ich Dir hiermit schrift-

lich die, Deinem Obersten und dem Adjutanten bereits mündlich gegebene Erklärung, Euern wackern Schramm auch meine 200 Friedrichsd'or zahlen zu wollen.“

„Bist du nun durch diese Pönn mit mir und uns Allen ausgesöhnt, so komm' sofort auf das Amt und trink' ein Glas Wein zur Stärkung mit Deinen Freunden.“

„Steinberg.“

Der Major kam; er legte die 100 Stück Friedrichsd'or auf den Tisch, für die ihm der lustige Adjutant im Namen des armen Invaliden herzlich dankte. Er drückte den Bruder seines Wulfeneck an sein Herz, und war wieder fröhlich mit den Fröhlichen und lachte mit ihnen über seine Verwirrung in der vorigen Nacht.

Nach der Tafel ward aber das Protokoll feierlich zerrissen, jeder von ihnen bekam sein Theil davon, und auf des Ober-

sten Commando, Wort „Feuer“ zündete ein jeder vergnügt seine Nachmittagspeife davon an.

Gemeiner Sinn und wahre
Größe.

(Eine wahre Geschichte.)

Der Controlleur Hans reiste mit Extrapost von der Residenz nach seinem Wohnorte zurück. In der Sandwüste vor M.... rief er auf einmal dem Postillon „halt“ zu: sprang aus dem Wagen, lief eine Strecke Weges zurück, und suchte etwas Verlorenes.

Der Postillon frug ihn, was er suche.

„Hilf mir suchen,“ antwortete der Controlleur, „ich habe eine Börse mit zweihundert Friedrichsd'or verloren; auf der letzten

Station hatte ich sie noch. Du erhältst zwei Friedrichsd'or, wenn du sie findest."

Der Postillon flog wie ein Blitz vom Boocke; bei der Brücke am Elsenbusch war der Herr vorhin ausgestiegen, hatte sich eine Pfeife angeschlagen, und war ein wenig neben dem Wagen gegangen. Dort mußte die Börse liegen. Er lief, was er laufen konnte, um der erste zu seyn. Der Controlleur kam bald nach. Beide suchten. Der Postillon spürte wie ein Trüffelhund. Sie hatten eine Stunde im Sande gekreuzt, aber ihre Mühe war fruchtlos. Der Postillon wollte Leute aus der Mühle holen, um suchen zu helfen; allein der Controlleur sagte, mehr verdrüsslich, als unglücklich: „laß das, der Bettel ist die Zeit nicht werth, die wir darüber schon versäumt haben; der Verlust ist mir nur jetzt gerade fatal.“ Er setzte sich etwas übel gelaunt in den Wagen und ließ fortfahren.

Der Postillon kannte in seinem Städte

hen drei Controллеure; aber alle drei hätten drei Tage gesucht, wenn alle drei zusammen nur drei Thaler verloren hätten. Er bekam vor seinem Passagier einen gewaltigen Respekt; das war kein Controллеur, das war wenigstens ein Graf. Er blies, als er zum Städtchen herein fuhr: „ich hab mein Sach' Gott heimgestellt,“ und er hatte noch nicht ausgespannt, als schon der Postmeister und das ganze Posthaus die Geschichte wußten.

Der Postmeister war ein Original. Alle, die diese Tour je gemacht haben, belustigte er durch seine Neugierde, durch seine Plauderhaftigkeit, durch seine Sackgrobheit gegen Menschen, von denen er nichts zu erwarten hatte, und durch seine kriechende Höflichkeit gegen Leute von Range und Vermögen.

Im Begleitscheine war zwar der Passagier als Controллеur Hans benannt, allein — ein Controллеur und 1000 Rthlr. Geld verlieren, und so ruhig, so gefaßt dabei sein, als der Herr es war — dahinter steckte et-

was. Der Postmeister brannte. Der Controlleur war einsilbig und kurz.

Es war Morgen. Er bestellte eine Portion Kaffee. Der Postmeister brachte eigenhändig Chokolade.

„Ich habe Kaffee bestellt.“

„Erlauben Ew. Gnaden, Sie haben, höre ich, Alteration gehabt.“

(Erstaunt.) „Woher kennen Sie mich?“

„O, ich wußte gleich, als Ew. Gnaden aus den Wagen stiegen, daß Ew. Gnaden nicht der waren, für den sich Allerhöchstdies selbst ausgab. Unserer ist nicht von heute. Das hat man am Blick, an der Manier weg. Ew. Gnaden haben so etwas Gnädiges in Höchstdero allergnädigstem Gange und Benehmen. Auch das Unglück kann ein so hohes Gemüth nicht darnieder beugen. Ew. Gnaden haben, höre ich, eine Börse mit vielem Gelde zu verlieren geruht?“

„Sehr viel ist es eben nicht, indessen ist mir gerade jetzt der Unfall unangenehm. —

Wir sollten uns sonst schon gesehen haben, Herr Postmeister! Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor. Waren Sie sonst nicht bei Hofe?"

„Ewr. Gnaden tiefdevotester Diener. Es schmerzt mich außerordentlich, auf diese schmeichelhafte Vermuthung eine allerunterthänigste Verneinung erwidern zu müssen. Ich bin nicht von Geburt. Meine knechtische Gestalt hat in den Galla-Reihen der Großen des Reichs, bei Hofe, weder Sitz noch Stimme, und so ist mir nur ein allereinzigesmal das unaussprechliche Heil zu Theil geworden, in der Nähe des Königs Majestät zu seyn; bei der letzten Revüe hatte ich das Glück, neben Sr. Majestät allergnädigstem Vorreiter beiher reiten zu dürfen.“

„Bei der letzten Revüe? richtig. Das war es, ich entsinne mich. Sr. Majestät sprachen von Ihnen in höchstgnädigen Ausdrücken. — Seit der Zeit bin ich in dieser entfernten Gegend nicht wieder gewesen.

Ich hätte auch nicht geglaubt, je wieder hierher zu kommen; na, wie geht es hier? ist der König geliebt?"

„Angebetet Ew. Gnaden.“

„Gehen die Geschäfte in ihrem Gange fleißig fort? thun die Landesbehörden ihre Schuldigkeit? blüht der Wohlstand des Landes?“

„Blüht, blüht Ew. Gnaden. Mit den Geschäften schnurrt es nur so, Ew. Gnaden.“

„Sein Sie ehrlich, Herr Postmeister. Täuschen Sie mich nicht. Ich frage Sie im Namen des Königs.“

Der Postmeister prallte drei Schritte zurück, und schoß einen tiefen Bückling.
„Ew. Excellenz.“

„Ich bin nicht Excellenz. Ich bin der Geheime Ober Finanzrath Baron von Hans. Reden Sie offenherzig und wahr, Herr Postmeister! Sie sind Sr. Majestät allerhöchster Person, als ein unterrichteter, mit der Verfassung des Departements ganz vertrau-

ter, vorurtheilsfreier, hellsehender Mann bekannt geworden. Von Ihrer Discretion erwarte ich übrigens die tiefste Verschwiegenheit. Welches sind die auffallendsten Gebrechen in der hiesigen Landesverwaltung?"

Der Postmeister zitterte an allen Gliedern. Sonst hatte er immer ein Schwertdummaul gehabt, wenn das Raisonniren über Kammer und Regierung losging. Jetzt hatte ihm die Ueberraschung die Zunge gelähmt. Doch die Gelegenheit, seinem lieben Nächsten etwas am Zeuge zu flicken, kam nie wieder. „Ja“ fing er endlich an: „darüber ist viel zu sprechen. Die Knüppelbrücke z. B. hier an der Poststraße ist sehr schlecht, grundslecht. Ich habe Vorstellung deshalb gemacht. Niemand hört mich.“

Der Geheime Rath schrieb in sein Taschenbuch: „schlechte Knüppelbrücke.“

„Die Herren hier, es ist mich nichts bis jetzt angegangen, darum habe ich geschwie-

Ich hätte auch nicht geglaubt, je wieder hierher zu kommen; na, wie geht es hier? ist der König geliebt?"

„Angebetet Ew. Gnaden.“

„Gehen die Geschäfte in ihrem Gange fleißig fort? thun die Landesbehörden ihre Schuldigkeit? blüht der Wohlstand des Landes?“

„Blüht, blüht Ew. Gnaden. Mit den Geschäften schnurrt es nur so, Ew. Gnaden.“

„Sein Sie ehrlich, Herr Postmeister. Täuschen Sie mich nicht. Ich frage Sie im Namen des Königs.“

Der Postmeister prallte drei Schritte zurück, und schoß einen tiefen Bückling.
„Ew. Excellenz.“

„Ich bin nicht Excellenz. Ich bin der Geheime Ober Finanzrath Baron von Hans. Reden Sie offenherzig und wahr, Herr Postmeister! Sie sind Sr. Majestät allerhöchster Person, als ein unterrichteter, mit der Verfassung des Departements ganz vertrau-

ter, vorurtheilsfreier, hellsehender Mann bekannt geworden. Von Ihrer Discretion erwarte ich übrigens die tiefste Verschwiegenheit. Welches sind die auffallendsten Gebrechen in der hiesigen Landesverwaltung?"

Der Postmeister zitterte an allen Gliedern. Sonst hatte er immer ein Schwertdummaul gehabt, wenn das Raisonniren über Kammer und Regierung losging. Jetzt hatte ihm die Ueberraschung die Zunge gelähmt. Doch die Gelegenheit, seinem lieben Nächsten etwas am Zeuge zu flicken, kam nie wieder. „Ja“ fing er endlich an: „darüber ist viel zu sprechen. Die Knüppelbrücke z. B. hier an der Poststraße ist sehr schlecht, grundschlecht. Ich habe Vorstellung deshalb gemacht. Niemand hört mich.“

Der Geheime Rath schrieb in sein Taschenbuch: „schlechte Knüppelbrücke.“

„Die Herren hier, es ist mich nichts bis jetzt angegangen, darum habe ich geschwie-

gen — aber sie machen alle mehr Aufwand, als sie sollen und können; der Steuerrath hat ein Paar Goldfuchse im Stall; der König, mein allergnädigster König und Herr, kann sie nicht besser haben. Von 600 Rthlr. Gehalt füttert man ein Paar solche Pferde wahrhaftig nicht. — Des Kammerers Frau trägt Spitzen an der Haube, faustbreit, so wahr Gott lebt, faustbreit. Der Kammerer hat jährlich 95 Rthlr. 12 gl. halb Courant halb Münze. — Der Stadtschreiber ist der erste Zierbengel in der ganzen Stadt. Vorige Woche hat er sich erst ein Paar Hosen mit gesticktem Laze machen lassen, die ihn baare 16 Rthlr. kosten.“

Der Geheime Rath schrieb in sein Taschenbuch: „Goldfuchse. Spitzen. Gestickte Hosen.“

„Unsere Rathsherrn sollen um 8 Uhr in die Session kommen. Ew. Hochfreiherrl. Gnaden finden sie alle zusammen noch um halb 9 Uhr hier drüben beim Kaufmann am

Weintisch. — Die Domainen-Beamten sitzen im Golde bis über die Ohren, baden sich in Champagner, und wuchern mit dem lieben Korne, wie die Juden; kein Mensch bekümmert sich um sie. Sie haben den Departementsrath in der Tasche. Wenn er kommt, ist es, als ob der liebe Herr Gott käme. Da wird traktirt. Nichts ist da zu theuer. Mein gnädigster Herr Geheimer Ober-Finanzrath und Reichsfreiherr, das hundert Ausern ist bei solchen Gelegenheiten mit 8 Rthlr. bezahlt worden. — Der Herr Kammerdirektor sind ein Freund von hübschen Gesichtern. Haben nun unsere Herren Beamten keine hübsche Frau oder Tochter, so schaffen sie sich eine Cousine oder sonst so was Junges an, und sollten sie es zwanzig Meilen weit holen.“

Der Geheime Finanzrath war immer finstrier und mißmüthiger geworden, der edle Unwille über die überhand genommenen Landesgebühren glühte ihm auf der gerunzelten

Stirne. Er schrieb: „Weintisch. Gold. Chàmpagner. Cousinen.“

„Ja“ hob der Baron endlich an, „so kann, so soll es nicht länger dauern. Die Provinz geht so ihrem Ruin entgegen. An allem dem Unheil ist der Präsident schuld. Er controllirt nicht. Er glaubt alles. Er sieht nicht selbst. — Ich habe ihn oft gewarnt. Er war mein Freund; aber alle meine Ermahnungen sind fruchtlos geblieben. Jetzt kann ich nichts mehr für ihn thun, Er ist gefallen.“

„Gefallen? Unser Herr Präsident?“

„Total gefallen; der König ist unbeschreiblich aufgebracht. Se. Majestät haben mich zum Organ Allerhöchstders Unwillens gemacht. Ich habe hier die Cassationsordre im Portefeuille. Doch — Herr Postmeister, ich zähle auf Ihre Verschwiegenheit. Sie verlieren Ihren Posten, wenn Sie ein Wort von dem laut werden lassen, was wir gesprochen haben. Ich werde Sie vielleicht

in der Sache mehr brauchen, weil Sie, wie mir Se. Majestät schon früher sagten, und ich jetzt auch vollkommen bestätigt finde, mit den Gebrechen der Landes-Verwaltung fattsam bekannt sind, und Sie mir hie und da nützlich seyn können. Der Präsident muß erst ein compte rendu von seiner gesammten Geschäftsführung ablegen, und dazu gehört Zeit. Unter acht bis zehn Wochen werde ich ihm schwerlich die unglückliche Cassationsordre einhändigen können. Mich dauern seine schönen Güter. Die werden bei der Gelegenheit wohl springen; denn er soll schreckliche Defecte bei seinen Cassen haben. Die Güter liegen ja wohl hier in der Nähe?"

„Drei Stunden von hier, mein gnädigster Herr Reichs-Baron; durch die Feldmark des einen sind Allerhöchstdieselben heute früh gefahren.“

„Kennen Sie die Güter genau?"

„O mein gnädigster Herr Reichsfreiherr und Geheimer Ober-Finanzrath! Brumm-

Stirne. Er schrieb: „Weintisch. Gold. Châmpagner. Cousinen.“

„Ja“ hob der Baron endlich an, „so kann, so soll es nicht länger dauern. Die Provinz geht so ihrem Ruin entgegen. An allem dem Unheil ist der Präsident schuld. Er controllirt nicht. Er glaubt alles. Er sieht nicht selbst. — Ich habe ihn oft gewarnt. Er war mein Freund; aber alle meine Ermahnungen sind fruchtlos geblieben. Jetzt kann ich nichts mehr für ihn thun. Er ist gefallen.“

„Gefallen? Unser Herr Präsident?“

„Total gefallen; der König ist unbeschreiblich aufgebracht. Se. Majestät haben mich zum Organ Allerhöchstders Unwillens gemacht. Ich habe hier die Cassationsordre im Portefeuille. Doch — Herr Postmeister, ich zähle auf Ihre Verschwiegenheit. Sie verlieren Ihren Posten, wenn Sie ein Wort von dem laut werden lassen, was wir gesprochen haben. Ich werde Sie vielleicht

in der Sache mehr brauchen, weil Sie, wie mir Se. Majestät schon früher sagten, und ich jetzt auch vollkommen bestätigt finde, mit den Gebrechen der Landes-Verwaltung fattsam bekannt sind, und Sie mir hie und da nützlich seyn können. Der Präsident muß erst ein compte rendu von seiner gesammten Geschäftsführung ablegen, und dazu gehört Zeit. Unter acht bis zehn Wochen werde ich ihm schwerlich die unglückliche Cassationsordre einhändigen können. Mich dauern seine schönen Güter. Die werden bei der Gelegenheit wohl springen; denn er soll schreckliche Defecte bei seinen Cassen haben. Die Güter liegen ja wohl hier in der Nähe?"

„Drei Stunden von hier, mein gnädigster Herr Reichs-Baron; durch die Feldmark des einen sind Allerhöchstdieselben heute früh gefahren.“

„Kennen Sie die Güter genau?"

„O mein gnädigster Herr Reichsfreiherr und Geheimer Ober-Finanzrath! Brumm-

Achsen hat er, Gott straf' mich, wie die Büffel. Lauter schönes Vieh. Seine Sauen sind die schönsten im Lande, und ein Boden, es darf nur gesprüht haben, so sinkt man mit dem Wagen bis über die Achsen in den Roth, so fett ist der Boden. Lauter Weizen-Acker. Auch fällt ein vortreffliches Bier dort; die Güter sind ihre 180,000 Rthlr. unter Brüdern werth."

„Diese Summe könnte ich allenfalls dazu bestimmen. Sollte es noch so weit kommen, daß der Präsident sie verkaufen muß, so werde ich mich ihrer Hülfe beim Besichtigen und Abschätzen der Güter bedienen, mein lieber Postmeister."

„Schuldigster unterthänigster Knecht."

„Uebrigens Herr Postmeister, ich reise inkognito. Verstehen Sie mich? Ich reise so inkognito, daß ich nicht einmal meine Bedienten habe mitnehmen können. Es darf im ganzen Lande, unter acht Wochen kein Mensch wissen, daß ich hier in der Provinz

bin. Ich werde unter der angenommenen Rolle eines Controlleurs, noch einige Zeit im Departement herumreisen, um Data gegen den Präsidenten und manche andere zu sammeln. Dann erst gehe ich nach P., um dort öffentlich aufzutreten. So lange reinen Mund, Herr Postmeister, oder — "

„Wie ein Grab, wie ein Grab!“

„Jetzt Herr Postmeister — müssen Sie mir einen Gefallen thun. Sie wissen meinen kleinen Unfall von heute Morgen. Ich habe gar kein Geld mehr, außer einige kleine Münze. Hier ist meine goldene Repetir-Uhr. Borgen Sie mir darauf 70 Rthlr. sie ist 150 Rthlr. werth.“

„Preiswürdigster Herr Geheimrath Ober- Finanzrath! Ew. Reichsfreiherrl. Gnaden setzen mich in die demüthigendste Verlegenheit! Ich, einem Königlichen Organ — Geld auf Pfand borgen! Gut und Blut steht meines Königs hochbetrautem Geheimen Rathe zu Diensten; Gut und Blut.“

„Sehr verbunden, wackerer Mann!“

„Wie viel brauchen Em. Hochfreiherrlichen Gnaden?“

„Wenn Sie mir 4 bis 500 Thlr. geben können, so thun Sie mir einen Gefallen. In 14 Tagen haben Sie das Geld wieder, mit meinem besten Danke.“

„Liebster, allerverehrtester Herr Reichsfreiherr! Schuldigkeit, nichts als Schuldigkeit. Ich werde in einem halben Stündchen wieder hier seyn. So lange geruhen sich Allerhöchstdieselben in Gnaden zu gedulden.“

Der Postmeister flog wie ein Pfeil zum Hause hinaus. Er war ein Mann von mittelmäßlgem Vermögen und Credit. Es kostete ihm nur zwei Gänge zu einigen reichen Kaufleuten des Städtchens, und er hatte die auf 14 Tage besprochenen 400 Thlr. zusammen. Er erzählte ganz offen, daß er das Geld für den fremden Herrn suche, der die 1000 Rthlr. heute verloren habe. Alle wollten wissen, wer der Fremde eigentlich

sey. Er hätte es so gern gesagt, hätte so gern alle seine neuen Geheimnisse mitgetheilt, aber seine eigne Cassation stand darauf! Er lag wie zwischen zwei Mühlsteinen. Mit so geschlossenem Munde hatte ihn noch kein Mensch gesehen. Es mußte wirklich etwas Wichtiges im Werke seyn; denn aus dem Postmeister war kein Wort zu bringen. Er sagte nichts, als höchstens: „Kinder in 6 — 8 Wochen werdet ihr Wunderdinge hören; Wunderdinge sage ich euch, von denen kein Mensch sich träumen läßt. Ich weiß alles; aber ich darf nichts sagen, bei Verlust meines Kopfs, keine Sylbe.“

Alle deuteten diese Geheimnisse auf die Politik, der Fremde war ein wichtiger Staatsbote, der dem benachbarten Lande Krieg oder Frieden brachte. Man zerbrach sich die Köpfe, und der Postmeister lachte sie mit einer Selbstgefälligkeit heimlich aus, die ihm die kleine Mühe des Geld-Ganges reichlich belohnte.

Er zählte nun zu den 400 Rthlrn. aus seiner Postkasse noch 100 Rthlr. hinzu, und legte so 500 Rthlr. zu des Geheimen Finanzraths Füßen nieder.

Der Baron betheuerte, diesen Dienst-eifer, als Mann von Ehre zu belohnen, drückte dem glücklichen Postmeister verbindlich die Hand, und sicherte ihm, bei der nächsten Vacanz im Postdepartement eine Rathsstelle zu.

Die Freude, das Entzücken des Postmeisters waren unbeschreiblich. Er ärgerte sich jetzt, nicht 1000 Rthlr. gegeben zu haben, vielleicht wäre dann der Geheime Finanzrath mit einer Geheimen Rathsstelle herausgerückt. Er ließ Wein und Frühstück geben; er nahm für dieß so wenig als für Chocolate, noch für die Postpferde, irgend einige Bezahlung, sondern legte blos ein Scheinchen über die 500 Rthlr. zum Unterscheiden dem Geheimen Finanzrath vor.

Der Geheime Finanzrath hat, ohne viel

auf den Schuldschein zu achten, um die Pferde, weil er ohnehin schon sehr lange sich hier verweilt hatte.

Es ward angespannt. Da schob der Postmeister, der in seinen Geschäften peinlich ordentlich war, das Scheinchen nochmals dem Geheimen Finanzrath vor die Augen, und dieser unterschrieb es endlich mit vollständiger Beisehung seines ganzen Charakters in bester Form Rechtens.

Der Postmeister begleitete den Geheimen Finanzrath bis an den Wagen.

Es stand alles an den Thüren. Alle Fenster waren geöffnet. Jedes wollte den reichen fremden Herrn sehen, der die 1000 Rthlr. verloren hatte, ohne eine Miene darüber zu verziehen. Der Postmeister scharrte hundertmal hinten aus, und bückte sich hundertmal tief bis zur Erde.

Als der Geheime Rath in der Chaise saß, schüttelte der gute Herr dem Postmeister recht cordialiter die Hand, und der Postmei-

ster rief ganz laut: „glückliche Reise, Herr Controlleur!“ mit einem Gesichte, daß nun jeder wußte, der Herr war kein Controlleur.

Unterdessen war die ganze liebe Jugend, und eine Menge alter Welber hinaus an den Eisenbusch gezogen. Alle suchten die Fausendthaler-Börse. Sie wühlten, wie die Maulwürfe im Sande herum. Sie krebsten und buttelten mit tausend Fingern; endlich schrie ein Junge „Fundus, Fundus, hier ist der Beutel.“ Es ward ein Nordlärm. Alles über den Jungen her. Aber der Bengel hatte die Leute zum Besten gehabt. Er hatte keinen rothen Heller gefunden. Wochenlang noch trieben sich einzelne Menschen auf der Straße dort herum; jeder träumte sich, den Schatz zu erhaschen. Aber es glückte keinem. Wenigstens ward es nie ruckbar, daß einer den Beutel mit den 200 Friedrichsd'or wirklich erwischt habe.

Die 14 Tage waren verlaufen. Der Geheime Finanzrath sandte das Geld nicht.

Es verging wieder 14 Tage. Die 500 Rthlr. kamen noch nicht an. Der Postmeister hätte gern nach P. geschrieben, aber er hatte dort keine Bekannten, als die Oberpostofficianten, und er durfte sich ja nicht einmal erkundigen, ob der Geheime Finanzrath Baron von Hanf angekommen war. Er hätte dadurch Winke geben können, die des Geheimen Finanzraths ganzes Spiel verdorben hätten.

Er wartete noch 14 Tage. Jetzt fing ihm an bange zu werden. Morgen wollte er an einen Freund in der Residenz schreiben, und sich so ganz von Ferne nach dem Geheimen Finanzrath von Hanf erkundigen. Noch denselben Morgen schrieb der Geheime Finanzrath, „er habe seine Geschäfte vollendet, er wäre im Begriff den Präsidenten zu cassiren; dieser werde sich auf seine Güter nachher begeben, aber nicht lange dort verweilen; die schuldigen 500 Rthlr. solle der Postmeister nächste Woche erhalten.“ Am

nemlichen Abend trat ein Jäger in sein Zimmer.

„Der Herr Präsident haben hier eine Viertelstunde vor der Stadt ein Rad zerbrochen: Sie lassen den Herrn Postmeister daber ersuchen, Ihnen ein Chaisenrad zu leihen.“

„Aha!“ entgegnete der Postmeister hohnlächelnd, „gehen der Herr Präsident auf Dero Güter?“

„Ja, Herr Postmeister!“

„Der Herr Präsident werden wohl lange dort verweilen?“

„Einige Monate, der Herr Präsident gehen auf Urlaub hierher.“

„Ha ha ha ha! Urlaub! Cassation! Cassation wollen der Herr Leibjäger sagen.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte trocken der Jäger.

„Glaube es wohl, lieber Freund! Der Präsident ist um diese Zeit jetzt, nie auf seine Güter gezogen. Ich weiß es besser.“

Sagen Sie Ihrem Herrn Expräsidenten, daß ich für ihn kein Rad hätte. Ich weiß wohl einen, der ihm damit aufwarten kann, und wäre ich Souverain, ich wollte den saubern Herrn Präsidenten, bei meiner armen Seele, darauf bringen. Sag' Er das seinem Herrn."

Der Jäger schüttelte den Kopf, ging und rapportirte von Wort zu Wort dem erstaunten Präsidenten den gehaltenen Zwiesprach.

„Der Mensch hat getrunken“ erwiderte lachend der Präsident, und machte sich selbst auf den Weg zum Postmeister.

„Sieh da, neuer Herr Expräsident;“ rief ihm der Postmeister mit infamirender Verächtlichkeit entgegen. „Ey, ey, wie sehen wir uns wieder? Aber so geht es, wenn man immer mit der Nase hoch hinaus will. Schlecht, schlecht, grundschlecht haben Sie Ihre Rolle gespielt. Auf Ihren Trümmern blüht mein Glück empor. Wir waren sonst

Freunde; aber das hört nun auf. Verstehen Sie mich, mein Herr? das hört nun auf.“

Der Präsident war wie aus den Wolken gefallen. Er traute seinen Ohren nicht. Er hielt im ersten Augenblick den Postmeister für wahnsinnig. „Machen Sie keine Ceremonien, mein Herr,“ rief der Postmeister hohnlachend. „Den König so zu betrügen, das ist keine Bouteillen-Sache. Stellen Sie sich, wie Sie wollen. Ich weiß alles. Der Geheime Finanzrath Baron von Hanf ist mein Specialissimus. Na! geht Ihnen nun ein Licht auf?“

„Der Geheime Finanzrath Baron von Hanf?“

„Aha, sind Sie im Klaren? liebwerthester Herr gewesener Präsident! Hier ist alles schon ruckbar; heut früh schrieb's mir mein Intimus. Wollen Sie noch läugnen?“

„Herr Postmeister, ich bewunderte meine Fassung. Aber das Räthsel müssen Sie

mir lösen, oder ich lasse Sie in Ihrem eigenen Hause arretiren. Dies Mißverständnis ist mir doch ein wenig zu stark.“

Das Wort „arretiren“ brühte den Postmeister ab. So konnte ein Expräsident nicht sprechen. Er wurde in seinem Glauben etwas wankend. Doch verlor er seine Haltung noch nicht ganz.

„Da, hier Herr — Herr Präsident, schwarz auf weiß, schwarz auf weiß.“ — Er überreichte dem Präsidenten des Barons eigenhändigen Brief.

Der Präsident las, faltete den Brief langsam wieder zusammen, und gab ihn dem Postmeister zurück. „Der Mensch da ist nicht Geheimer Finanzrath und nicht Baron“ sagte er ruhig, „es ist der Controlleur Hans; ich kenne seine Hand. Ich habe den Mann oft gewarnt. Seiner Betrügereien wurden am Ende zu viel. Er ist gestern früh gefänglich eingezogen worden. Sind die gegen ihn eingekommenen Denunciationen

nur zur Hälfte wahr; so hat er lebenslängliche Festungstrafe verwirkt. Die 500 Rthlr. die er Ihnen nach diesem Briefe schuldig ist, bekommen Sie nie wieder. Er hat keinen Pfennig im Vermögen.

Der Schreck schmetterte den Postmeister zu des Präsidenten Füßen nieder. „Hochbetrautester Herr Präsident, treu gehorsamster Diener und Rath unsers allergnädigsten Königs,“ schrie er heulend, und wand sich wie ein Wurm um die Kniee des Präsidenten, „wie unglücklich, wie blind, wie starrblind bin ich gewesen! Heiliger, lieber Gott, was habe ich gethan! wie mache ich mein Majestätsverbrechen wieder gut! Mein Geld verloren, meine Aussichten verloren, die Gnade meines höchstverehrlichen Herrn Präsidenten verloren, meine Eihokolade, mein Frühstück, Gott, Gott, dieser Bösewicht!“

Der Präsident achtete auf sein Gewimmer wenig, setzte sich an des Postmeisters Schreibtisch, schrieb eine Assignation, groß

250 Rthlr. auf die Kammer in P. à Conto seines Gehalts, gleich nach Sicht an die Ordre des Postmeisters zahlbar, händigte sie dem Postmeister mit der Aeußerung ein, daß er seinen Schaden zur Hälfte tragen wolle, überließ den Erbärmlichen seinem gerechten Staunen, und ließ sich vom Bürgermeister des Städtchens einen Wagen zur Fortsetzung seiner Reise verschaffen.

Das Raubschloß.

Eine buchstäblich wahre Geschichte.

Eine sehr angenehme Dienstreise führte mich in die Gegend des Riesengebirges, wo ich in meiner früheren Jugend, ein Jahr im Hause meiner Tante Walther, äußerst glücklich verlebt hatte.

Ich hatte mir vorgenommen, sie bei dieser Gelegenheit zu besuchen und ihre beiden Töchter, die damals Kinder von zwei, drei Jahren gewesen waren, jetzt, in der Blüthe ihrer schönen Tage, wieder kennen zu lernen.

Der Onkel war seit jener Zeit gestorben, und die Tante lebte von ihrem sehr ansehnlichen Vermögen, auf ihrem Gute, in der reizendsten Gegend des innern Gebirges.

Im letzten Städtchen, wo ich im Wirthshause mich nach den nähern Umständen der Familie erkundigte, erfuhr ich zu meiner großen Betrübniß, daß die arme Tante vor einigen Wochen, ihre jüngste Tochter, Cäcilie, durch das Scharlachfieber verloren habe, und von diesem harten Schlage des Schicksals, ungemein niedergedrückt sey. Man nannte den Schmerz der armen Mutter sehr gerecht; denn die sechszehnjährige Cäcilie sei ein so kluges und gutes Mädchen gewesen, daß sie von der ganzen umliegenden Gegend geliebt worden sey.

Diese Nachricht dämpfte in mir die Freude des Wiedersehens nach langen vierzehn Jahren, um ein Merkliches: auf der andern Seite war es mir aber lieb, jetzt gerade die unglückliche Mutter besuchen zu könn-

nen, um ihren Schmerz zu theilen, und ihren Kummer, wo möglich, zu zerstreuen.

Um ihr, gleich bei der ersten Begrüßung, ein Merkzeichen meines herzlichsten Antheils zu geben, kaufte ich mir einen Streifen schwarzen Kreppflor, und umwand damit den linken Armel meiner Uniform.

Es war Mittag, als ich aus dem Städtchen abfuhr. Die Sonne stach brennend mir über dem Scheitel; ein heißer Südwind wehte über die Kornfelder, und dunkle Gewitterwolken lagerten sich um die nackten Wände des riesenhaften Gebirges.

In wenigen Stunden erreichte ich die Gränzen von dem Gute meiner Tante; die alte verfallene Ruine, die auf dem stattlichen Berge über dem Wohnhause thronte, und unter dem Namen des Raubschlosses in der ganzen Gegend bekannt ist, hatte ich schon früher entdeckt. Ich begrüßte im Vorbeifahren alle die stillen Plätzchen der Kunde, die ich als Knabe so oft besucht hatte, mit

freundlicher Wehmuth. In die süße Erinnerung jener glücklichen Jahre versunken, durch die Nachricht von dem Tode des geliebten Kindes weich gestimmt, und überwältigt von unennbaren Gefühlen, sank ich mit stummen Thränen, der überraschten Tante in die Arme.

Sie empfing mich in tiefer Trauer. Der Flor an meinem Arme sagte ihr schweigend, daß ich ihren Schmerz schon kannte; sie drückte mich an das zerrissene Mutterherz, und schluchzte laut.

„O warum kamst Du nicht,“ sagte sie leise, und legte ihr verweintes Gesicht auf meine Achsel, „warum kamst Du nicht einen Monat früher? Da war ich noch glücklich und reich; da stand ich noch in der Mitte meiner beiden Kinder. Ach, mein Freund!“ fuhr sie fort, und richtete sich auf, „jetzt hat mir Gott die ganze Hälfte meines irdischen Glücks genommen. Ich habe gemurrt! ich habe laut gehadert mit ihm!

- Cäcilie war ein Engel! warum ließ er mich das Kind nicht? was hatte ich verbrochen? Wenn die Mutter am Grabe ihres Kindes, allmächtiges Wesen, an Deiner Liebe, an Deiner Güte verzweifelt, o so zürne ihr nicht! eine Mutter hat nichts, als ihre Kinder.“

In dem Augenblicke trat Julie, ihre ältere Tochter, herein. Sie hatte schon im Hause meine Ankunft und meinen Namen erfahren, sie hörte die letzten Worte ihrer Mutter. Mit der traulichen Herzlichkeit, die das alte Recht der Blutsfreundschaft heiligt, schloß sie mich in ihre Arme, und küßte tröstend die blasse Wange der leidenden Mutter. In ihr schönes, großes Auge schoß eine stille Thräne.

Ich suchte keine Worte, denn an einem so wunden Herzen haftet nicht der Trost studeirter Rede; ich ließ mich von beiden recht viel von der Verstorbenen erzählen, und machte dadurch und durch meine herzliche Theilnahme, ihren Kummer leichter.

Welchen that es wohl, von der Verstorbenen reden zu können; Cécillens letzte Stunde war der Gegenstand ihrer Unterhaltung.

Cécille war mit dem vollen Bewußtseyn ihres nahen Todes, hindübergeschlummert; sie hatte sich vor dem Einscharren in die Erde gefürchtet, und die Mutter gebeten, sie nicht auf den Kirchhof begraben zu lassen, weil es möglich sei, lebendig begraben zu werden, und dann keine Rettung denkbar sei. Unter dem Raubschlosse war ein tiefer, halb versfallener Keller; diesen, bat sie die Mutter, zur Gruft einrichten zu lassen; dort habe der Tod ihr keine Schrecken, denn sie sei da immer unter den Lebendigen. Die unglückliche Mutter hatte die letzte Bitte ihres sterbenden Kindes erfüllt. Sie und Julie gingen jetzt mit mir zur stillen Ruhestätte der Verklärten.

Die Ruine lag einige tausend Schritte vom Hause entfernt, auf einem kurz abgestumpften Felsen.

Der Weg dahin führte durch einen kleinen Hain von hundertjährigen Eichen, der mit in den Garten des Wohnhauses gezogen war. Die nächsten Umgebungen der Ruine, waren schon zu Zeiten des vorigen Besitzers, in einen Park verwandelt, der den Charakter seines Mittelpunktes, der Ruine trug; ernstes Dunkel himmelhoher Tannen, und sanftes Grün der herabhängenden Thranenweiden.

Näher dem schwarzen, gelb bemoosten Felsen, wiegten sich junge Birken in den leisen Lüften. - Kletter, wilde Rosen, Jasmin, Epheu, und tausend andere kleine Gebüsche umkränzten die Burg, zu welcher der mir bekannte schmale Fußpfad den Hügel hinan führte. Aber ein neu gebahnter enger Weg schlängelte sich, links um den Felsen zur neuen Gruft hin, deren Eingang, wie ich ihn von weitem erblickte, mit einem geschmackvoll bronzirten eisernen Gitterthor versehen war.

Um den Schmerz meiner Begleiterin-

nen, der während unsers Hergehens sich ein wenig gelegt hatte, nicht von neuem rege zu machen, bog ich rechts ein, um den Berg hinauf in die Ruine zu gehen, von der ich sonst immer mit Entzücken die weite reizende Aussicht genossen hatte.

Eine neue, während meiner Abwesenheit gemachte Anlage, überraschte mich; die Tante hatte das noch vorhandene Gemäuer des alten verfallenen Ritterschlosses benutzt, um einige kleine bewohnbare Zimmer darin einzurichten; Eine kühne, mit einem eisernen Geländer versehene Treppe führte an der innern Wand des halb eingestürzten Wartthurms hinauf, von der man in eine Flur, und dann in zwei gothisch meublirte Gemächer trat.

Ich öffnete das Fenster, und überschaute mit einem Blicke, die Schneekuppe, die Gegend der Elbquellen, und die beiden Schneegruben; den ganzen Kamm des alten, ehrwürdigen Riesengebirges, und einen Theil

des fruchtbaren Schlessens; vor mir ein stilles, von der Welt geschiedenes Thal; unter mir den Eingang zur eisernen Gitterpforte, von Cäcilien's kühler Felsengruft.

Im Zimmer selbst hing das Portrait des Onkels, neben ihm das, der unter unsern Füßen schlummernden Cäcilie. Eine schöne Blondine, blühend, wie die Göttin der Gesundheit, in der lächelnden Wange das Grübchen jugendlicher Unschuld; das seidene Haar in weichen Ringellocken um den kleinen Engelstopf, und eine weiße Rose am jungfräulichen Busen.

„Das ist sie?“ fragte ich, im stillen Bewundern der früh verwelkten Schönheit versunken.

„Das war sie,“ — sagte die Mutter mit sanfter Behmuth, und Julie wandte ihr Gesicht weg, um im Stillen die Thränen zu bergen, die dem wunden Herzen entquollen.

Beide Schwestern ähnelten einander,

wie ich jetzt bemerkte; nur war Julie brünett.

Ich suchte das Gespräch wieder abzulenken, um Mutter und Tochter, die von neuem die Berlorne hier wieder gefunden hatten, vom Gegenstande ihrer Trauer abzu ziehen, und richtete meine Aufmerksamkeit auf die innere Einrichtung der äußerst geschmackvollen Zimmer.

In der anstoßenden Stube standen drei Betten; hier hatte die Mutter mit ihren Töchtern den vorigen Sommer hindurch geschlafen; sie erzählten, wie glücklich sie hier gelebt hätten; wie jeder Morgen, jeder Abend in diesem einzig schönen Aufenthalte, ihnen neue Freuden geboten habe, und machten eine so reizende Schilderung davon, daß ich um die Erlaubniß bat, die wenigen Tage meines Hierseins auch hier wohnen und schlafen zu dürfen.

Die Mutter willigte gern ein; nur Julie fragte, ob es mir nicht grauen würde,

in den wüsten Ruinen, der stillen Gruft des Todes nahe, ganz allein zu seyn; so gern sie die Ruhestätte ihrer Schwester besuche, so unmöglich würde es ihr doch seyn, eine Nacht hier oben allein zuzubringen.

Ich entgegnete ihr lächelnd, daß ich keine Furcht habe, die Nähe ihrer entschlafenen Schwester habe für mich, in dieser Hinsicht, nichts schreckhaftes, und gegen den Angriff der Lebenden schütze mich mein Degen.

„Etwas von der Art hast Du auch nicht zu fürchten,“ fiel mir die Tante ins Wort, „die Mauer geht, wie Du weißt, um den ganzen Garten, und die Thüre hier, die auf die Landstraße führt, ist von innen immer verriegelt. Du hast wohl unsere Chaussee noch nicht gesehen, die seit Deiner Abwesenheit, durch das Gebirge geleitet ist?“

Sie öffnete bei diesen Worten das zweite Fenster, und zeigte mir die schöne neue Kunststraße, die aus den nahen Felsenmassen sich hervorwand, dicht neben der Gartenmauer

vorbeilief, und weit hinunter, bis in die Schluchten des vor uns liegenden großen Gebirges zu übersehen war.

Aus der Schlafstube führte eine Thüre auf einen langen Corridor, der hinter dem alten Rittersaal der ehemaligen Burg hinführte. Von diesem Corridor trat man in den Saal selbst; dieser war noch vollkommen gut erhalten; ich kannte ihn schon aus meinem frühern Aufenthalte, wo er aber weit verschämlener aussah. Jetzt waren die großen Bogenfenster wieder hergestellt, er war neu geputzt, und mit gothischen Meublen versehen. Die alten eisernen großen Oefen standen noch, und die Mauergemälde an den Wänden, hatte die Tante wieder auffrischen lassen: eine Wolfsjagd, zwei große Schlachtstücke aus den Zeiten des Faustrechts, und ein Zweikampf auf Leben und Tod. In letzterem besonders, war der Charakter jener Vorzeit treu gehalten; es that einen unglaublich kräftigen Effekt.

Ritter Bruno — die alte Chronik des Schlosses erzählte den Vorfall, den der damalige Burgkaplan in Mönchsschrift aufgesetzt hatte, umständlich — Ritter Bruno lag vom Ritter Gotthard, dem vormaligen Herrn dieser Burg, erschlagen im Sande. Der Helm war ihm vom Kopfe gefallen, das Blut entriefelte den Halsadern, und floß in breiten Strömen über den Panzer. Der Erschlagene ballte, vom grimmigen Schmerze des Todes überwältigt, die rechte Faust gen Himmel; die andere wühlte sich in die von seinem Blute geseuchtete Erde; je länger man dieses Schreckensbild ansah, je mehr verwirklichte es sich im Gemüthe des ergriffenen Anschauers. Man sah das Zucken der allmählig erstarrenden Glieder; man hörte das letzte Köcheln des Sterbenden.

Ich stand lange vor dem gräßlichen Bilde, und theilte diese Bemerkung der Tante und Julien mit. Sie empfanden beide dasselbe, und sagten, daß sie, um dieses ent-

selbigen Eindrucks willen, den dieses Bild jedesmal auf sie mache, ungern diesen Saal betreten.

„Ach,“ sagte die Mutter, und hielt die Hand vor die Augen, „nein, da starb meine Cäcilie einen frommern, sanftern Tod. Das Winseln, das Köcheln, ach Gott! ja, das höre ich noch! aber ihre Seele war da schon von ihr gewichen; sie fühlte von diesen letzten Zuckungen des Körpers nichts mehr. — Kommt von dem Bilde weg. Es hat mich nie so erschüttert, als heute.“ Wir gingen wieder in den Corridor zurück. Ich erblickte eine eiserne Bogenthür am Ende desselben, die mit einer starken Eisenschlechte verriegelt war, an der ein großes Vorlesgeschloß hing. Ich entsann mich nicht, diese sonst gesehen zu haben.

„Sie war auch noch nicht,“ entgegnete die Tante, „mein verstorbener Mann hat sie machen lassen; sie führt in den alten viereckigen Thurm, unter dem sonst ein Burg-

verlies gewesen ist. Der obere Raum des Thurms ist jetzt zur Polsterkammer benutzt, um mehreres altes Gerümpel, was sonst umherstand, darin aufzubewahren.“

„Wozu aber die Thüre von Eisen? Der schwere Kiegel und das große Schloß davor? Das sieht ja aus, als ob Tantchen ihre Schätze darin aufbewahrte.“

„Dazu soll es auch dienen,“ antwortete die Tante lächelnd. „Mein seliger Mann hatte die Idee, wenn die Mädchen würden herangewachsen seyn, den Winter in Prag zuzubringen; während der Zeit wollten wir unsere kleinen Habseligkeiten von Werth hier aufbewahren, weil dieß Gemach allein mit einem feuerfesten Gewölbe versehen ist.“

Ueber der schwarzen Thüre hing das Portrait der bleichen Nonne, das ich von sonst her schon kannte.

„Lebt die arme Lea auch noch?“ fragte ich, und weilte mit meinem Blicke auf

dem frommen Gesichte, das der Gram lebendig machte. Schon als Kind hatte mich diese Himmelsbraut angezogen. Ich hatte es nie ohne Theilnahme, nie ohne leise Ahnung ihres räthselhaften Geschickes, ansehen können.

Lea war — so sagten die alten Urkunden des Schlosses — die Tochter eines der reichsten Grafen im Gebirge gewesen. Sie war heimlich mit dem Ritter Gotthard, den oben erwähnten frühern Besitzer dieses Schlosses verlobt. Ihr Vater, der sie einem andern bestimmt hatte, verdamnte sie, als er ihr, durch die Natur besiegeltes, ihm aber nicht kund gewordenes Verständniß mit Gotthard, entdeckte, zum Kloster; sie mußte bei den Schwestern zu St. Clara in Breslau den Schleier nehmen. Gotthard entführte sie, und brachte sie hieher auf sein Schloß, aber er konnte keinen Priester vermögen, ihm vor dem Altare des ewigen Gottes, der alles Verborgene sieht, den ehelichen Segen zu

geben. Lea erlag der Strafe des Gewissens. Sie ermordete ihr Kind kurz nach seiner Geburt, und starb an den Folgen genommenen Giftes. Man las die Geschichte ihrer Leiden, ihrer Verzweiflung in ihren Zügen. Sie kniete vor dem Bilde der heiligen Mutter Maria. Zerrissen von den Schmerzen des eben genossenen Giftes, die Qualen der Hölle im gebrochenen Herzen, rang sie die Hände, die das Kind ermordet hatten, zu der heiligen Jungfrau um Erbarmen. Die Frucht ihrer Liebe, ein bildschöner Knabe, lag todt zu ihren Füßen. Bruno, der Rächer im Rittersaale, war ihr Vater. Gottward hatte ihn erschlagen, und mit diesem Blute das Blut seines Kindes, und den Selbstmord seines geliebten Weibes, der Kindermörderin Lea, furchtbar gerächt.

In der ganzen Gegend trug man sich mit der Sage herum, daß Lea keine Ruhe im Grabe habe, und daß der Schatten des erschlagenen Bruno, oft noch auf der Ober-

west wandle. Man erzählte sich vom frommen Nonnengefang, der sich zu Zeiten in der Mitternacht hören lasse; auch wollte man ein banges Stöhnen und Röcheln vernommen haben, welches auf den unglücklichen Vater Bruno gedeutet wurde, der sein Kind und seinen Enkel, in das Grab, und den Ritter Gotthard um den Frieden seines Lebens gebracht hatte. Diesem Winseln war immer ein wildes Waffengeklirr vorangegangen, woraus man denn folgerte, daß auch Gotthard noch sein Wesen treibe, und den blutigen Zweikampf wiederhole, der dem eisernen Vater das Leben geendet hatte.

Alle diese Geschichten, die ich hier in meiner Kindheit oft von den Leuten des Dorfes erzählen gehört hatte, traten mir jetzt wieder vor die Seele.

„Die arme Lea war doch glücklicher als ich, sagte die Tante; sie verlor ihr Kind, als sie seinen Werth noch nicht so kannte, und sie konnte sterben!“

Diese Worte des höchsten Mitterschmerzes erschütterten mich.

„Tante,“ entgegnete ich „beneiden Sie der Erbarmungswürdigen ihr Loos nicht. Vergehen Sie sich nicht gegen Gott! Ihnen blieb noch ein holdes Kind, der armen Lea nichts, als der grausenvollste Tod. — Sahen Sie nicht die Bleiche des Gesichts? Nicht den Krampf in den gefalteten Händen der Knieenden? nicht die glühende Thräne im stieren, halbgebrochenen Auge, das keinen Blick mehr in die lichte Höhe des Himmels wagt? nicht den namenlosen Jammer auf der Lippe, die kaum mehr vermag, das letzte Ave Maria zu beten? nicht die gequälte Brust, die der grausame Waterfluch zerschlagen hat? — lassen Sie uns gehen; ich halte vor dem Bilde nicht länger mehr aus. Es ist, als stände das unglückliche Mädchen mit der schweren Last seines unendlichen Unglücks lebendig vor mir. Selbst in den Zu-

gen der heiligen Jungfrau ist keine Gnade, kein Erbarmen für sie zu finden.“

In dem Augenblicke rollte ein schwerer Donnerschlag über die Ruinen weg, und verlor sich in den wiederhallenden Schluchten der schwarzen Riesenfelsen. Das Gewitter, das sich bei meiner Ankunft schon zusammengesüßelt hatte, war unterdessen heraufgezogen. Die Luft brauste zum schnellen Sturme auf; es fielen einzelne Tropfen, wir mußten nach Hause eilen, wenn wir nicht das ganze Gewitter hier oben abwarten wollten, und so kamen wir für dießmal nicht in Cäcilien's Gruft.

Wir hatten kaum das Bohnhaus erreicht, als ein derber Platzregen fiel, der das Land erquickte, und uns die Kühle schenkte, nach der die Erde sich schon mehrere Tage gesehnt hatte. Im Hofe tanzten Millionen Blasen auf den Pfützen, und zerplatzten so schnell, wie sie entstanden waren; ungeheure Blitze flogen aus den schwarzen Wolken auf

das enge Thal herab, und ein ewiger Donner, vom Echo der Berge zehnmal wiedergegeben, füllte die Luft. Die Gebirgsbewohner sind das gewohnt; sie achten kaum darauf. Mir war das große Schauspiel der Natur wieder neu geworden, ich jagte im Geheimen; denn jeder Donnerschlag schien die ganze große Felsenkette aus den Angeln ihres Urgrundes zu heben.

Sobald sich der Regen gelegt hatte, ließ die Tante mein Gepäck in die Ruine schaffen.

Ich hätte jetzt viel darum gegeben, wenn ich den Wunsch, in jenem verfallenen Gemäuer, die Nächte meines hiesigen Aufenthalts zubringen zu wollen, nicht geäußert hätte. Unter mir Cäcilie im Grabe, neben mir der lange hohe Rittersaal, der sterbende Bruno, der enge Corridor, die unglückliche bleiche Lea und die eiserne verriegelte Thüre, die zum Burgverlies führte, in dem manche Thräne der Verzweiflung mochte geweint

worden seyn: — alles das war eine so schauerliche Nachbarschaft, die mit den freundlichen Umgebungen des Wohnhauses, in offenbarem Contrast stand. Doch ich hatte es einmal gesagt, und konnte es nun nicht zurücknehmen; denn die Tante schien es hoch aufgenommen zu haben, daß ich in der Nähe ihrer Cäcilie meinen Wohnsitz hatte aufschlagen wollen.

„Sie werden in der Ruine schlafen?“ sagte der alte Jäger, als er die letzten Stücke meiner Habseligkeiten, meinen Staubmantel, die Pistolen und den Degen nahm, um sie hinüber zu tragen.

„Ja, mein lieber alter Niklas. Warum?“

„Ich meine nur so, lieber Herr. Sie müssen mehr Herz haben, als ich. Unser einer ist auch keine Memme. Hundertmal bin ich schon in dunkler Nacht mutterseelen allein, im Gebirge auf dem Anstande gewesen, und habe den Rubezahl und den wilden

Jäger und die Berggeister-rumoren gehört, ohne daß mir einer hätte was anhaben können, denn ich bin ein alter frommer Mann; aber da oben schlafe ich jetzt doch nicht.“

„Wie so, Alter? Die Tante hat ja mit ihren Töchtern vorigen Sommer auch oben geschlafen.“

„Ja, sonst wohl, und da mußte ich und der George und der Heinrich auch mit oben schlafen. Aber jetzt! — Ich will Ihnen keine Unruhe machen: aber seit der Zeit, daß Mamsell Cäcilchen da unten beigesezt ist, wollen die Leute allerlei gehört haben. Glauben Sie nur, mit der Kindermörderin, mit der Lea, ist es nicht richtig. Im St. Clarenstifte zu Breslau wollen sie auch was davon wissen, dort soll sie auch zuweilen ihr Wesen treiben.“

Der alte Mann ging.

Ich hatte mir jedes Wort aufgehoben, was er gesprochen hatte; aber man hätte mich den ärgsten Poltron gescholten, wenn

ich jetzt gebeten hätte, meine Sachen wieder in das Wohnhaus zurückschaffen zu lassen.

Wir speisten zu Abend.

Der Amtmann und zwei Schreiber saßen mit am Tische; drei kräftige junge Leute. Ich hoffte wenigstens einen davon besprechen zu können, mir in der Ruine Gesellschaft zu leisten, und machte mich daher mit ihnen näher bekannt. Ich führte das Gespräch auf die Wirthschaft, auf das einzige Feld ihres Wissens. Wir wechselten unsere Ansichten darüber aus, und ich erreichte meinen Zweck, ihnen näher zu kommen. Nach Tische, als Mutter und Tochter einen Augenblick abwesend waren: warf ich die Aeußerung hin: daß es nun auch Zeit sei, zu Bette zu gehen, daß ich auf der Ruine schlafen würde, und ob einer von ihnen etwa so gefällig wäre, die Parthie mitzumachen; Betten ständen bereit, und wir könnten da oben noch bei einem Glase Ungar, ein Stündchen verplaudern.

Sie entschuldigten sich alle drei mit den gehorsamsten Bücklingen. Der Amtmann hatte noch zu schreiben; der eine Schreiber mußte bei der Casse schlafen, und der zweite morgen früh sehr zeitig auf dem Platze sein, um die Leute zur Arbeit zu wecken. Man sah es allen Dreien an, daß sie diese Entschuldigungen nur suchten, um der Ruine zu entgehen, und ich mußte allein hinaus.

Jetzt erst fing ich an furchtsam zu werden. Ich hatte eine Beklommenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Ich schalt mich einen Thoren; aber ich konnte meine Bangigkeit nicht bezwingen.

Es schlug ein Viertel auf elf Uhr; ich mußte endlich gehen.

Die Tante ließ mir eine Laterne geben. Im Schlafzimmer, meinte sie, würde ich zwei Lichter finden; auch sei Wein und Wasser besorgt, und morgen früh wollte sie mit Julien heraufkommen, um mit mir gemeinschaftlich zu frühstücken.

Ich ging.

Das Gewitter hatte sich verzogen, der Himmel war trübe, der Mond wandelte hinter zerrissenen Wolkenschleiern, und ward nur selten sichtbar über den stillen Bergen, deren Gipfel sich in dem schwarzen Himmel verloren. Das Wetter leuchtete einige Mal, aber nur in der weitesten Ferne. Die Aeste der Bäume waren vom Regen schwer belastet; in den Wipfeln rauschte der Nachtwind.

Ich wand mich durch die dunkeln Eichen; durch das lichtere niedrige Gebüsch; ließ Cäcilien's Gruft links liegen, und erstieg, meine Laterne in der Hand, den Hügel der Ruine, und ihre, halb in der Luft schwebende Wendeltreppe.

Ich öffnete den kleinen Vorsaal, trat in mein Wohnzimmer, aus diesem in das Schlafgemach, und eilte, meine Lichter anzuzünden, und die Thüre, die auf den Corridor führte, zu verriegeln. Auch die Thüre nach dem

- kleinen Vorfaale, durch welche ich gekommen war, schloß ich hinter mir zu, und hielt mich nun für sicher.

Schlafen konnte ich nicht.

Ich entkleidete mich, und öffnete den Bücherschrank des seligen Onkels, der im Schlafzimmer stand, um mich durch Lesen von den banger Gedanken abzuführen, die unwillkürlich meine Seele umlagerten.

Das erste, was ich ergriff, war ein Gesangbuch. Ich schlug es auf und las:

Warum erbebst Du meine Seele,
Bei dem Gedanken an das Grab?
Nicht Dich umschließet seine Höhle
Nur Deine Hülle sinkt hinab!
Sie schuf der Allmacht Wink aus Staub,
Drum wird sie der Verwesung Raub.

Ich wollte nichts vom Tode lesen und vertauschte daher das Buch mit einem andern; es war Elpizon von Sintenis.

„Ist denn die ganze Bibliothek hier der Erinnerung des Todes geweiht? sagte

ich zu mir selbst, und griff nach einem dritten Buche in kleinem Taschenformat: es war eine höchst merkwürdige Beschreibung des Ordens der Tempelherren, aus dem dreizehnten Jahrhunderte. Das erste Blatt das ich aufschlug, enthielt das Ritual eines Traueracts, welcher zum Andenken eines Ordensbruders in *** gefeiert worden war, der vielen meiner Leser, die in der ältern Geschichte Deutschlands bewandert sind, bekannt sein wird, der durch seine Schriften und durch seinen strengen redlichen Wandel, die Achtung seiner Zeitgenossen sich erworben hatte, und den ich das Glück habe, zu den Gliedern meiner Familie zählen zu dürfen. Daß er Tempelherr gewesen, erfuhr ich hier erst.

Hier in dieser stillen Stunde an ihn gemahnt zu werden, hatte ich nicht erwartet. Ich las mit der gespanntesten Theilnahme:
 „Der Tempel war schwarz; ausgeschlagen;
 in der Mitte stand der Sarg, der die

Hülle des Entschlummerten umfaßte. Neun Todtengerippe standen am Sarge, und hielten die Lampen, die mit halbem Lichte den Tempel erleuchteten. Auf dem Sarge lag, in der Gegend des Kopfes, ein Kranz von weißen Rosen, dann der Tempelherrn-Schmuck und der entblößte Degen des Verstorbenen. Auf dem Tische ein Todtenlopf und sieben Leuchter in Gestalt von Sphynxen. Die Tempeler traten einzeln und schweigend ein, alle schwarz mit Trauerfäden angethan. Der Großmeister verkündigte den Zweck der Versammlung, Gericht über den Todten zu halten, der in ihrer Mitte ruhe. „Es ist Mitternacht“ sagte er, „das Grab ist fertig. Unser Mitbruder hat seine große Prüfungsreise vollendet; laßet uns sehen, wie er auf derselben bestanden. Ist jemand unter Euch, der aufträte, und wider ihn klage?“

Tiefes Schweigen in der Runde. — —

Nach langer Pause trat der älteste Tempelherren rechts zu den Häupten des Entschlafenen, bat um das Wort und redete also:

Bruder Großmeister!

Brüder Tempelherren!

Nicht dem Menschen geziemet den Todten zu richten. Gebet Gott die Ehre. Nur Er kann strafen und lohnen. Nur Er durchschaut uns bis auf den Grund, und kennet unserer Thaten geheimste. Darum Bruder Großmeister, und wenn Du dreimal rufest, daß wer auftrete und klage wider den Verklärten; Dein Ruf wird verhallen, und kein Tempelherren wird sich melden, denn wir sind Brüder in Christo unserm Herrn.

„Mein ist die Pflicht“ hob der Großmeister an, „noch einmal Euch zu fragen. Brüder Tempelherren! Ihr seid freie Ordensglieder. Sprecht, wenn Ihr zu sprechen wißt!

Wiederum eine lange Pause, und keiner sprach.

Da bat der jüngste der Templer um das Wort, und stellte sich rechts zu den Füßen des Sarges, und sagte mit weicher Stimme zu den Brüdern:

Er ist von uns geschieden!
Wir sehn ihn nimmer wieder,
Gönnt ihm den ew'gen Frieden,
Ihr war't ja seine Brüder.

Darauf sprach der Großmeister laut: „Wo keine Klage ist, ist kein Richter. Klaget Keiner?“

Und die Brüder beugten ihre Kniee, und erwiederten alle sammt und sonders:

Gott ist unser Richter!

Jetzt aber hob der Großmeister einen Hammer von Eisen, und that damit drei schwere Schläge auf ein Kreuz von Eisen, und rief in den Kreis: „Öffnet die Pforten des Todes.“

So weit hatte ich gelesen, da klopste es dreimal außerhalb meines Zimmers. Ich erbebte und schlug das Buch unwillkürlich zu.

Ich horchte eine lange Weile.

Es war alles wieder still. Täuschung! rief meine Vernunft. Ich hatte in Gedanken in der Reihe der trauernden Tempelherrn gestanden; meine Phantasie war aufgereizt, ich hatte ein Klopfen gehört, das mein äußeres Ohr nicht berührt hatte. Ich beschwichtigte mich, durch diese Auseinandersetzung mit Gewalt, und griff wieder nach dem alten Buche, das mich wunderbar anzog, um darin weiter zu lesen.

Und die Brüder Lehrlinge, rollten den Teppich links neben dem Sarge auf, und siehe, ein offnes Grab befand sich dicht neben dem Sarge. Den Rand des Grabes aber schmückten schweigend die drei jüngsten Brüder mit einem leichten Gewinde von frischen weißen und rothen Rosen. Während sie das thaten, sagte der Großmeister: Brüder Meister! Antwortet was ich Euch frage.

Wenn wird Gott Recht sprechen über die Todten?

Erster Meister. Am jüngsten Gericht.

Großmeister. Wer wird des Menschen Kläger seyn?

Zweiter Meister. Sein Gewissen.

Großmeister. Wer sein Bertheidiger?

Dritter Meister. Niemand.

Großmeister. Wer sein Erbarmner?

Vierter Meister. Niemand.

Großmeister. Niemand?

Fünfter Meister.. Gott ist unser Richter.

Großmeister. Ist Gott nicht auch allmächtig?

Sechster Meister. Und allgerecht.

Großmeister. Hört Brüder Tempelherren! Gott ist allgerecht! Darum beuget Euern Willen vor seinem Befehl.

Siebenter Meister. Das Grab ist fertig. Legt den Bruder in den Schoos seiner Mutter.

Dreimal schlug wieder der Großmeister mit dem eisernen Hammer auf sein eisernes Kreuz, und die Brüder knieten um das Grab herum, und küßten schweigend die Erde.

Da klopfte es dreimal wieder, deutlicher als vorher, und ein leises Gewimmer folgte diesem räthselhaften Klopfen. —

Beides hatte ich bestimmt gehört.

Es klang, als ob Eisen auf Eisen fiel. Ich stierte auf die Thür, die nach dem Corridor führte; dort war das Geräusch hergekommen.

In diesem Augenblicke hörte ich ein starkes, lang anhaltendes Köcheln, dem letzten, lange verhaltenen Sterbeseufzer eines Verscheidenden gleich.

Ich erstarrte — mein ganzes Blut drängte sich mir in das Herz; die Brust hätte mir zerspringen mögen.

Ich hatte, meiner unbewußt, das Licht in der Hand. Ich wollte hinaus auf den



Corridor. Tausend Ahnungen traten vor meine Seele.

Wie kann man sich so aus sich selbst verlieren, sagte ich endlich zu mir halblaut, raffte mich zusammen, und suchte mich zu beschwichtigen. Das Klopfen und das Gewimmer, und das Köcheln — es ist ja alles nichts gewesen. Du hast — ach was hilft da alles Grübeln und Sinnen; es ist platterdings nichts gewesen. —

Ich griff noch einmal nach dem Buche im schwarzen Sammt, ich wollte die Beschreibung der Todtenfeier noch auslesen, und dann zu Bette gehen.

Ein letzter Frost überreifte mir alle Glieder, aber ich ließ mir gegen mich selbst nichts davon merken; ich nahm mein Buch, schlug auf, wo ich stehen geblieben und las weiter: Darauf hoben die Lehrlinge den Deckel vom Sarge, und der Entschlummerte lag im weißen Sterbekleide. Die Hände und Füße gebunden. Die Schläfe mit Lorbeer

und Weinlaub umwunden; auf der Brust ein langes goldenes Kreuz mit Edelsteinen reich geschmückt, auf dem Herzen aber ein frischer blühender Weillens Strauß!

„Brüder Lehrlinge!“ hob der Großmeister an, „thut wie ich Euch befehle, und antwortet, was ich Euch frage: Was bedeutet der Kranz von Lorbeer und Weinlaub?“

Erster Lehrling. Der Mensch ist geschaffen für Ehre und Freude.

Großmeister. Höheres wartet des Menschen über den Sternen. Lorbeer und Weinlaub verwelken. Entschmücket den Todten.

Und die Lehrlinge nahmen den Kranz von den Schläfen des Entschlummerten.

Großmeister. Was bedeutet das goldene Kreuz?

Zweiter Lehrling. Nach Glanz und Reichthum ringt der Mensch.

Großmeister. Wie ward der Mensch gebohren?

Dritter Lehrling. Ohne Metall.

Großmeister. So soll er auch fahren zu dunkeln Erde, ohne Glanz und arm, wie er gekommen. Entschmücket den Todten! Und die Lehrlinge nahmen das goldene Kreuz mit den edeln Gesteinen von der Brust des Entschlummerten.

Großmeister. Warum sind ihm Hände und Füße gebunden?

Vierter Lehrling. Um anzudeuten, daß keiner hienieden frei sei von der Knechtschaft seiner Sinne.

Großmeister. Der Tod hat die Ketten der Sinne gebrochen. Entfesselt den Freien.

Und die Lehrlinge thaten, wie ihnen befohlen.

Großmeister. Was soll der Weilsensstraus auf seinem Herzen?

Fünfter Lehrling. Die Bruderliebe hat ihn damit geschmückt. Er ist des Schmu-

es werth, denn er war demüthig im Leben und bescheiden. Nur solchen soll der Lohn Gottes werden:

Großmeister. Wißt Ihr gewiß, daß der Bruder im Sarge todt, und zum Erdenbenschlase bereit sey?

Sechster Lehrling. (Ihn bei der Hand fassend) Das Fleisch trennt sich vom Knochen, die Haut löst sich vom Fleische, Er ist todt.

Großmeister. Wie ist sein Grab?

Siebenter Lehrling. (am Rande des Grabes, mit dem Blicke auf die Gruft geheftet) Dunkel — tief — enge — kalt.

Großmeister. Brüder Gefellen! Leistet dem Entschlafenen den letzten Liebesdienst! Gebt ihm das Geleite eures Brudersees gens, denn er stand in Eurer Mitte.

Darauf legte der erste Bundesgefell ihm seine Rechte auf das Haupt und sprach:
„Bruder Gefell! Wohl Dir, wenn Du

der Weisheit Schätze gesammelt, so viel Du vermocht hast; fahre mit Gott.“

Der zweite aber legte ihm die Rechte auf die Augen, und sprach: „Wohl Bruder, Dir, wenn Du mit mildem Blick die schwache Welt betrachtest.“

Der dritte aber legte seine Rechte ihm auf das Gesicht, und sprach: „Er schrieb Dir Gutes in's Gesicht. Heil Dir, wenn keinen Du mit dieser Schrift betrogen.“

Der Vierte aber legte ihm seine Rechte auf den Mund und sprach: „Stumm ist das Grab! Geschlossen Deine Lippe. Leicht wird die Erde Dir, wenn nie Dein Mund dem Bruder hat geschadet.“

Der fünfte aber legte gefaltet beide Hände ihm auf das Herz und sprach sanft bewegt: „Es hat ausgeschlagen das fromme Herz. Mein Freund, mein Bruder, fahre wohl. Wir leben ja nur um zu sterben, und nur, wer lebt, wie Du, stirbt leicht. Das ist der Lohn der Tu-

gend, daß sie dem Tode seine Schrecken nimmt.“

Der Sechste aber legte seine Rechte ihm auf die Füße, und sprach: „Wer auf der rechten Bahn hier wandelt, der wird den Pfad zum Gnadenreich, auch durch des Todes Grausennacht, gar wohl zu finden wissen.“

Und endlich ergriff der Siebente des Todten Rechte und sagte: „Du hast, Bruder Gesell, am rauhen Steine gearbeitet, mühevoll und unverdrossen. Dein Gott ruft Dich zur höhern Arbeit ab, den letzten Händedruck giebt Dir Dein Bruder. Schlaf sanft den langen Schlaf. Dort in des Tempels lichten Hallen vereint uns Gottes Liebe wieder.“

Hierauf hoben die Lehrlinge den Deckel wieder auf den Sarg und verschlossen ihn mit sieben Nägeln. Dann aber fangen die Meister unter gedämpfter Musik:

Ne recorderis, domine, peccata il-

lius, dum veneris iudicare saeculum per ignem. *)

Nach dessen Beendigung stimmte der ganze Kreis das de profundis an, während dessen einer nach dem andern hinzutrat, den Sarg mit Weihwasser besprengte und sprach:

Mein Bruder, Du bist der Welt gestorben, und lebest jetzt in Gott.

Darauf stimmte das unsichtbare Chor das Libera an; alle Kerzen, bis auf die des Großmeisters verlöschten. Die Brüder, Meister und Gefellen legten sich, in der Form eines Kreuzes, auf die Erde und beteten still. Die Brüder Lehrlinge aber senkten schweigend und langsam den Sarg in die Gruft, und während dem erhob

*) Auch bei den Brüdern des Todes war dieß die Leichencereemonie, wenn sie Mitglieder ihres schrecklichen Ordens zur Erde bestatteten.

der Großmeister den eisernen Hammer, und ließ ihn dreimal fallen, auf das Kreuz von Eisen, und sprach dazu: „Ich seegne Dich im Namen des dreieinigten Gottes.“

Im Namen des uralten ehrwürdigen Ordens der Tempelherren.

Im Namen der hier versammelten Brüder Meister, Gesellen und Lehrlinge.“

Da klopfte es zum dritten Male wieder dreimal draußen so stark und vernehmlich, daß ich zusammensuhr, und vor Schreck fast kein Glied rühren konnte.

Es klang wie Eisen auf Eisen.

Diesmal war es keine Täuschung. Ich hatte es zu deutlich gehört. Ich verlor den Athem aus der Brust; das Haar sträubte sich mir empor, es lief mir kalt durch alle Marck, Röhren. —

Horch —

Es ächzte auch wieder, aber schwächer als vorhin. — Der Apfel im Auge erstarrt

te mir. Die Hände krampften sich geballt in einander.

Die Möglichkeit des Erscheinens verschiedener Geister, drängte sich mir wider Willen auf. Ich kämpfte mit der Idee, als mit dem gefährlichsten Feinde meiner Ruhe für diese Nacht; aber mein sonderbar aufgeschrecktes Gemüth erlag im Kampfe.

Ein Lebender war auf der Ruine außer mir nicht, daß wußte ich bestimmt; ein Räuber würde sich nicht so gemeldet haben. Einen Scherz konnte mir niemand bereiten wollen, denn es wußte von meinem Hiersein, außer den Hausgenossen meiner Tante, keine Seele; und die Tante und Julie waren zu Scherzen der Art jetzt nicht aufgelegt; die übrigen Bewohner des Hauses aber, standen zu mir in einem Verhältnisse, das ihnen einen Scherz dieser Gattung nicht leicht erlaubte.

Auch klang das leise Gewimmer vorhin und jetzt das langsame schreckliche Geächze

nicht wie Scherz. Das war der letzte Laut des Kampfes mit dem Tode.

Aber tönte es von der Gruft der früh verbliebenen Cäcilie herauf? — war es der Nachhall des Todesseufzers aus dem Munde des gefallenen Bruno? oder der letzte Hauch, der ihrer Gewissenslast erliegenden Lea? — oder ein Schmerzenslaut des Bruder-Templers?

Oder waren alle diese Fragen grundlos, und lag ein Hülfloser auf der Straße, die neben dem Garten sich in das Thal hinabzog, und hatte an die Gartenthür geklopft, und den Bewohner der Ruine, den er an der Beleuchtung meines Fensters gewahrt hatte, um Beistand angefleht? —

Das ist es! rief ich, mich selbst tröstend, mir zu, warf meinen Staubmantel um, zündete die Laterne an, griff nach meinem Degen, und wollte hinab auf die Straße; — da rauschte eine sanfte Musik durch mein stilles Zimmer, wie das Gesäusel einer Engelsharfe.

Ich blieb erstaunt mitten in der Stube stehen.

Die zarten Töne waren wieder verhallt.

Es regte sich nichts; nur in meinem Innern klangen sie noch wieder. Ein kalter Schauer rieselte mir über den Rücken.

Dies waren keine irdischen Laute gewesen; sie klangen, als würden sie von höhern Sphären auf den Wolken zu mir herabgetragen. Ich wollte mich überreden, daß ich mich getäuscht hätte; aber ich hatte den harmonischen Accord bestimmt gehört. Ich hätte ihn nachgreifen wollen, wenn ich eine Harfe zur Hand gehabt hätte, so lebendig stand er noch vor meiner Seele.

Nein! es war keine Täuschung!

Der himmlische Laut tönte jetzt wieder, ihm folgte die Melodie: Wie sie so sanft ruhn etc. Zwei gedämpfte weibliche Stimmen begleiteten die unsichtbare Musik. Ich vernahm deutlich:

Wie sie so sanft ruhn,
 Alle die Seeligen,
 Zu deren Wohnplatz
 Jetzt meine Seele eilt.
 Wie sie sanft! so ruhn, in die Gräber
 Tief zur Verwesung hinabgesenket!

Jedes Wort verstand ich: es war, als
 stände der unsichtbare Chor neben mir.

Das sind keine Geister, das sind Mens-
 chen! rief ich mir freudig zu, und öffnete
 das Fenster, um zu sehen, ob ich unten
 Jemand erblickte.

Cäciliens Gruft unter mir war erleucht-
 et; das Licht aus derselben bestrich den, vor
 der Gruft befindlichen Blumenplatz. Der
 Mond war hinter das Gebirge gesunken,
 schwarze Mitternacht umhüllte das Thal.
 Ein schwacher ferner Blick leuchtete matt an
 dem jenseitigen Felsen wieder; die Glocke des
 Kirchturmes im Dorfe schlug eif. —

Ich rief hinab: Wer ist da?

Keine Antwort. — Aber in den Schluch-

ten des ungeheuern Gebirges, halte es langsam dreimal wieder: Wer ist da? — ist da? — da?

Ich vernahm den zweiten Vers des frommen Nonnengesanges:

Und nicht mehr weinen
 Hier, wo die Klage flieht;
 Und nicht mehr fühlen,
 Hier, wo die Freude flieht,
 Und unter traurigen Sympressen
 Bis sie der Engel hervorrust, schlummern.

Ich will hinab! sagte ich leise zu mir und schloß das Fenster. Dort unten müssen Menschen seyn!

Ich konnte mich eines heimlichen Zitterns nicht erwehren. Ich griff nach den Pistolen; sie flogen mir in der Hand. In dem exaltirten Zustande konnte ich nicht zielen, nicht treffen; ich legte sie weg.

Der dritte Vers der Kloster-Jungfrauen von St. Clara begann:

Wie, wenn bei ihnen,
 Schnell wie der Rose Pracht,
 Dabin gesunken,
 Modernd im Aschenkrug
 Spät oder frühe, Staub beim Staube
 Meine Gebeine begraben liegen!

Spät oder frühe! wiederholte ich langsam und ging. Ich umgriff den bloßen Degen mit einem Krampfe, als ob ihn mir jemand aus der Hand reißen wollte, schloß die Thüre des Zimmers auf, und stieg, die Laterne in der Hand, in den Staubmantel gehüllt, die Treppe hinab. Der Grabesgesang begleitete mich, aber ich konnte keine Worte mehr verstehen. Es war, als hätten sich die Sänger, und der unsichtbare Harfner mehr entfernt. Als ich die Treppe herabgekommen war, bog ich rechts um den Berg herum, näherte mich auf den Zehen der Gruft, und stand jetzt vor dem eisernen Gitterthor.

Die Gruft war nur halb erleuchtet.

Die Musik war verstummt. Mitten in der Todeshalle stand auf einer Erhöhung, zu der einige Stufen führten, ein verschlossener Sarg. Ein Mädchen kniete daneben betend; die Hände vor dem Gesicht gefaltet, hatte es den Kopf an den Sarg gelehnt.

Eine schöne Blondine, aber bleich, wie der Schatten eines Geistes; das seidene Haar ringelte sich in weichen Locken um den kleinen Kopf; eine weiße Rose wogte am bebenden Busen, — es war Cécilie! — Just so hing sie im Zimmer oben.

Ich war außer mir vor Schrecken. Die Grabesstille um mich her, die matte Beleuchtung der Gruft, die kalte Mitternacht-Luft, welche mich von unten bis oben bestrich; Cécilie, die Todgegläubte, neben ihrem Sarge, das ruckweise heilige Rauschen in den Wipfeln der Eichen hinter mir — das Blut gerann mir in den Adern. Ich ergriff einen Stab des Bitters, schüttelte unwillkürlich am schwarzen Toden-Thore und

rief mit der Stimme eines Verzweifelnden:
Cäcilie!

„Herr Jesus! mein Heiland!“ schrie das Mädchen, rang die Hände gegen die Decke des feuchten Gewölbes, und richtete sich auf. In demselben Augenblick verschwand die Beleuchtung; ein furchtbarer Krach ertönte im Innern der schwarzen Gruft; ich prallte vor Entsetzen drei Schritte vom Gitter zurück, und eilte, meiner halb unbewußt, und von unsäglicher Angst verfolgt, in die Zimmer meiner Ruine hinauf.

Ich flog an das Fenster, um zu sehen, ob die Gruft wieder beleuchtet sei; es war alles finstere schwarze Nacht; im Gebüsch verschwand eine weiße Gestalt.

Ich schloß das Fenster.

Meine Ruhe, meine Festigkeit waren von mir gewichen. Ich war un schlüssig, ob ich die Schreckensnacht hier oben in dieser gräßlichen Wohnung der Geister zubringen, oder hinabgehen sollte, in das Wohnhaus

der Tante, um dort Ruhe zu suchen, die ich hier zu finden nicht hoffen durfte.

Da klopfte es wieder mit dem eisernen Hammer draußen im Corridor, als riefte der Großmeister der Tempel die Brüder zur Ordnung, und das dumpfe Gewinsel und das qualvolle Röcheln des Sterbenden drang an mein Ohr.

Ich horchte erstarrend. —

Aber wer beschreibt meinen Schreck, als ich Waffengeklirre in der Ferne vernahm, dem ein höhnisches Gelächter folgte. Ich hörte deutlich zwei Klingen, die gegen einander kämpften; ich hörte sie deutlich fallen auf Panzer, Helm und Schild, und nur ein Satan konnte so lachen. Das Geklirre der scharf auf einander schlageuden Klingen schien aus dem Rittersaale zu kommen.

Ich war meiner kaum mehr mächtig.

Hat sich denn die Hölle gegen mich verschworen? sagte ich halblaut zu mir selbst. Sind geheime Kräfte in der Na-

tur, welche die Toden aus ihren Gräbern rufen, so willst du sie sehen. Diese furchtbare Nacht soll dir Aufschluß über die Geheimnisse der Unterwelt geben, den deine Seele lange schon geahnet hat.

Wehr aus Verzweiflung, als mit Besacht, nahm ich zum zweiten Male Laterne und Degen, und öffnete langsam und mit zitternder Hand die Thüre, die zum Corridor führte.

Mit stierem Auge starrte ich hinaus in den langen schmalen Gang, und sah nichts.

Es war alles still.

Mich schüttelte ein kalter Fieberfrost; ich vermochte kaum die Laterne zu halten; aber meinen scharf geschliffenen Degen packte ich fest im Griffe, und ging langsam weiter in den Corridor hinab. Die Zähne wollten mir klappern; ich kniff sie fest auf einander. Ich mußte jetzt Aufschluß haben, und hätte es mir das Leben kosten sollen.

Die Thüre rechts zu dem Rittersaal

war verschlossen; aber an der schwarzen eisernen Thüre links, über welcher das Bild der unglücklichen Lea hing, war das große Vorlegeschloß geöffnet, und die eiserne Schiene, die heute Nachmittag queer über die Thüre weggelegen hatte, hing jetzt herunter. Hier war, wie die Tante gesagt hatte, die Polsterkammer, aus der, wie ich mich entsann, eine kleine Wendeltreppe, den Thurm hinab, in das ehemalige Verlies führte.

Mit bangem Lagen lüftete ich die angelehnte Thür ein wenig. Das gewölbte Gemach war schwach erleuchtet.

Zwei hohe Rittergestalten, von oben bis unten geharnischt, standen vor mir. Bruno der Erschlagene, und Gotthard sein Mörder. Sie erstarrten, als sie mich gewahrten; dem einen entsank sein Schwert.

Ich bebte zurück; der Athem entging mir; ich hatte keine Luft mehr in der Kehle; ich schlug die Thüre hinter mir zu, daß es im alten Schlosse krachte, als hätte das

Wetter eingeschlagen. Lea's Jammerbild stürzte herab, und fiel dicht hinter mir nieder; die Gewappneten brüllten: Ha! Ho! Ha! Ho! und rasselten mit ihren schwarzen Panzern dicht hinter mir drein.

Ich wollte auf mein Zimmer zurück, da packte mich etwas unten am Zipfel des Mantels. In der Verzweiflung verwendete ich den Degen, und stach rücklings hinter mich. Mein Degen faßte das was mich gepackt hatte. Ich stieß wie ein Rasender, den Mordstich anderthalb Fuß tief. In diesem schrecklichen Augenblicke kam ich wieder zur Besinnung; ich wendete den Kopf um, meine Augen glitten an meiner Klinge hinab, da sah ich Unglücklicher, wen ich durch und durch gestochen hatte.

(Fortsetzung im zweiten Bändchen.)

Das Blutbeil.

Bei einem der reichsten Fleischhauer in einer bedeutenden Provinzialstadt, war ein junger Grenadier mit einem Unteroffizier einquartirt. Der junge Soldat erzählte eines Morgens dem Unteroffizier, daß er in der vergangenen Nacht einen ganz eignen Traum gehabt habe; er könne sich desselben nicht mehr recht genau entsinnen; nur so viel sei ihm daraus erinnerlich, daß er eine zarte weiße Jungfrau gesehen habe, mit einem Kranze von funkelnden Sternen um

Das Haupt, und freundlichen Angesichts, die ihn gebeten habe mit ihr zu gehen.

„War sie hübsch?“ fragte scherzend der Unteroffizier.

„Schön wie ein Engel im Himmel,“ antwortete der Grenadier, „aber blaß. Kein Tropfen Blut im Gesichte; große, große Augen, aber kein Leben darin; weiß war ihr Gewand, aber im Halstuche hatte sie drei große Blutflecken. Nein, mit der hätte ich nicht gehen mögen!“

„Sprach sie denn nicht mit dir?“ fragte der Unteroffizier jetzt ernsthafter.

„Kein Wort. Sie stand dicht vor meinem Bette. Es war, als käme sie gerade aus dem Grabe zu mir, so kalt war die Luft, die sie mitbrachte. Dreimal winkte sie mir, ohne eine Miene zu verziehen. Ihre Hand war knochendürr, und gelb wie eine Todehand. Mich schauderte vor dem Gedanken, daß sie mich anrühren könne; da erwachte ich, und das Leichenbild war verschwunden.“

Beide sprachen noch lange über den Traum, und der Unteroffizier hatte den vernünftigen Einfall, von der ganzen Sache gegen die Wirthsleute nichts zu erwähnen. Die Tochter vom Hause war ungefähr in dem Alter der erschienenen Jungfrau; Leute der Art, meinte er, machen sich gleich Gedanken von Krankwerden und Sterben. Wozu die Menschen ohne Noth quälen!

Beim Schlafengehen am nächsten Abend, sagte der Unteroffizier lächelnd: „Wenn Deine blasse Jungfrau Dich wieder besucht, so grüße sie von mir.“

Der Grenadier aber drückte die Augen fest zu, und wollte von dem Nachtgeist nichts wissen; doch dieser kam ungebeten.

Ganz so, wie gestern erschien ihm die Jungfrau, und, zur Vermehrung seines Entsetzens, sprach sie diesmal mit leiser Stimme, aber vernehmlich: „Ich habe keine Ruhe im Grabe, denn nur eingescharrt bin ich; niemand hat mich christlich zur Erde bestat-

tet, und ich bin fromm gewesen und unschuldig; darum sollst Du Dich meiner erbarmen, und die Last wegnehmen, die auf dem Todenhügel liegt, unter dem ich schlummere.“

Der Träumende erwachte, von Graus und Schrecken übermannt, und die blasse Jungfrau, mit den drei Blutflecken im Tuche, war verschwunden.

Er erzählte dem Unteroffizier am Morgen seinen zweiten, bösen Traum, und dieser scherzte nicht mehr, sondern schüttelte bedenklich den Kopf. Beide zergliederten jedes Wort, was die Erscheinung gesprochen, und beide kamen darin überein, daß das Mädchen ermordet seyn mußte.

Zur Familie des Wirths mußte die Unglückliche nach ihrer Vermuthung gehören; denn nur in diesem Hause war sie dem jungen Krieger erschienen, sonst hatte er nie Träume der Art gehabt; und war sie kein Mitglied der Familie, wo sollten sie der Unseligen auf die Spur kommen?

Beim Mittagessen brachte der Unteroffizier, ein gewandter Kopf, das Gespräch auf den Tod. Die Kinder saßen alle frisch und gesund um den Tisch herum. Er meinte, daß dies den Aeltern Freude machen müsse, so alle beisammen um sich zu sehen, und fragte ganz hingeworfener Weise: „Haben Sie nie eine Leiche im Hause gehabt?“

„Gott sei Dank! nein,“ antwortete die Frau: „so lange wir im Hause wohnen, und das ist seit unserer Verheirathung, ist uns noch niemand gestorben, der uns lieb gewesen wäre.“ Der Fleischhauer aber legte Messer und Gabel weg, und verfärbte sich und konnte den Blick des Fragenden nicht ertragen, sondern schlug das Auge nieder, und ging bald vom Tische, unter dem Vorgeben dringender Geschäfte.

Diese auffallende Veränderung bemerkten beide, der Unteroffizier wie der junge Soldat, und ersterer sagte, als sie nach dem Essen wieder auf ihrem Zimmer waren:

„Dahinter steckt etwas, den Menschen traf das böse Gewissen zu sichtbar; hast Du gesehen, wie er nach Luft schöpfte und die Brust ihm zu eng ward, als ich von der Leiche anfang? Ich werde morgen bei ihm auf den Busch klopfen! das ist nicht richtig!“

Als es Abend ward, begann der Grenadier wieder von seinem Traume zu sprechen. „Ich habe, meinte er, bei Leipzig gekochten, und bei Laon und auf dem Montmartre: Gott weiß, da ging es heiß her; aber ich will lieber eine ganze Schlachtlinie, als die Jungfrau noch einmal sehen. Sie kommt mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne; wo ich stehe und gehe, wandelt sie vor mir; es ist mir immer, als sage sie mir etwas ins Ohr mit ihrer heimlichen Stimme und dann weht es mich kalt an, als sei das ihr Grabes-Odem aus dem todtenblaffen Munde; ihre Lippen waren doch auch so weiß, wie Kreide. Es friert mich, wenn ich daran denke.“

„Sei kein Narr, Bursche,“ erwiderte der Unteroffizier: „bist darin gewesen, im Feuer, wie ein Löwe und hast Dich überall geschlagen, wie ein braver Kerl, und nun wirfst Du Dich fürchten, vor einem leeren Hirngespinnst!“

„Fürchten? bei meiner armen Seele nicht! Ich habe mich noch vor nichts gefürchtet; aber in der Geschichte mit dem Mädchen, da graußt mich etwas an, ich weiß nicht was. Ich kann das nicht so beschreiben, wie mir zu Muth ist; aber die Haut auf dem ganzen Leibe wird mir kalt, es ist mir, als würden mir die Haare dünner auf dem Kopfe, wenn ich an das gespenstige Wesen denke. Das Gesicht ist hübsch, da möchte ich gern hineinschauen, nur das Stiere im Auge und die bleiche Farbe, und die vertrockneten Leichenhände, und der Berwe- fungs-Geruch in dem weißen Sterbekleide — nein, nein, ich mag die Traum-Gestalt nicht wieder sehen.“

„Wenn Du das Mädchen aber wieder siehst,“ sagte der Unteroffizier, „so behalte die Fassung, und höre es ruhig an, und thue was es von Dir will; merke auf alles recht genau, daß Du mir es von Wort zu Wort erzählen kannst, damit ich meine Maafregeln darnach nehme; rühre es nicht an und greife nicht darnach; beides mögen dergleichen Luftbilder nicht leiden.“

Sie legten sich nieder; lange plauderten sie aus den Betten mit einander. Endlich schliefen sie ein.

Gehüllt in das Dunkel der schweigenden Nacht, trat die weiße Jungfrau zum dritten Male vor die Seele des schlafenden, jungen Kriegers. „Mache meinem Leiden ein Ende,“ sagte sie heimlich, aber vollkommen verständlich. „Geh hinab in den Hof! Da wirst du ein hohes verfallenes Gemäuer finden, zwischen diesem liegt ein Mordbell. Du wirst es an meinem Blute erkennen. Das nimm weg! dann habe ich Ruhe in

der kalten Erde. Drei Wunden hat mir das Nordbell geschlagen — (sie schob das Tuch vom Halse etwas zurück, und zeigte die tiefen, weit auflaffenden, schrecklichen Wunden) da bin ich gesunken in die Nacht des Todes. Ich weiß, wer mich gemordet, aber ich darf es nicht kund machen; der Schreckliche wird seine Schuld Dir selbst bekennen, wenn er mein Blut sieht. Rein ist mein Blut nicht mehr; der Abscheuliche hat es geschändet. Doch dieserhalb darf Dir nicht grausen. Du bist der Einzige im Hause, der das Werk verrichten kann. Denn von Deinen Händen ist auch schon Menschenblut geflossen, aber Du bist darum nicht strafbar. Du bist groß und herrlich dadurch geworden, denn Du hast erwürgt die Feinde des Landes. Geh und thue, wie ich Dir gesagt habe, aber sprich vor vollbrachtem Werke keinen Menschen; der Morgen dämert; auch der meinige. Die Verklärung tagt vor meinen Augen.“

So sprach die Jungfrau und verschwand.
Der Grenadier erwachte, und der Morgen graute.

Jedes Wort der Jungfrau wiederholte sich der Soldat. Es war ihm, als hätte er nicht geträumt, als hätte er sie wachend gesehen.

Nach einigem stillen Sinnen stand er auf, kleidete sich, ohne den Unteroffizier zu wecken, an, warf den Mantel über, nahm sein Seitengewehr und schlich sich zum Zimmer hinaus und die Treppe hinunter.

Er entriegelte leise die Hofthür, öffnete sie, ging einige Schritte in den Hof vorwärts, und erblickte rechts in einem Winkel richtig das hohe verfallene Gemäuer.

Es schien die Umfassungswand eines ehemaligen Stalles gewesen zu seyn. Ohne Dach und Holzwerk. Die Thüre war mit schweren Holzkloben verrammelt, die so groß waren, daß ein Mensch sie nicht heben konnte. Aber an der einen Wand des Gemäu-

ers lagen Holzstubben und Wagengeräthschaften, auch ein Stück einer alten Leiter. Er kletterte hinauf, so, daß er in den innern Raum des Gemäuers hinab sehen konnte; dieser war leer. In einem Winkel des Raums erhob sich ein Hügel aufgeworfener Erde, darüber kurzes Dornengesträuch, und etwas faules Stroh. Der junge Grenadier ließ die Leiter hinab, um dann wieder hinauf kommen zu können, und sprang ihr nach.

Er schürte das Stroh und das Dornengesträuch weg. Da fiel ihm das Mordbeil entgegen.

Kalt und krampfzig zuckte es ihm in der vor Entsetzen erstarrten Hand, als er darnach griff.

Er nahm es mit sich, eilte ungesehen zurück auf sein Zimmer, und legte es dem eben erwachenden Unteroffizier vor das Bette. Umständlich erzählte er nun, wie ihm die Jungfrau im Traume wieder erschienen, was sie gesagt, und was er darauf gethan.

Aber der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, und er vermaß sich hoch und theuer, daß er einen solchen Gang nie wieder thun möge. „Lieber auf eine Batterie, als noch einmal nach diesem Beile!“ sagte er und schüttelte sich, als wende sich vor innerem Fieberfroß das Herz im Leibe um.

Der Unteroffizier hatte sehr aufmerksam zugehört; er untersuchte das Beil; allein der daran befindliche Rost erlaubte keine genauere Erforschung des, nach der Aussage der Jungfrau daran klebenden Blutes.

Unterdessen war das Haus wach geworden, und die Stimme des Fleischhauers ließ sich vernehmen. Der Unteroffizier kleidete sich schnell an, und trug dem Grenadier' auf, jenen heraufzurufen. Als er ihn kommen hörte, bedeckte er schnell das Beil mit einem Tuche.

Der Fleischhauer trat ein, wünschte einen guten Morgen, und fragte nach dem Begehren der Einquartirten.

„Herr Wirth,“ begann der Unteroffizier in festem Tone, mit scharf auf den armen Sünder gerichtetem Blick, das verrostete, schreckliche Beil, mit dem Tuche verhüllt in der Hand. „Herr Wirth, Ihre Gräueltthat ist an das Tageslicht gekommen, und das Blutbeil, mit dem Sie dem Mädchen die drei Todeswunden in den Hals geschlagen haben, — hier ist es.“

Der Überführte schlug laut aufschretend die Hände gen Himmel und sank mit dem gräßlichen Brüllen der Verzweiflung ohnmächtig zu Boden.

Der Unteroffizier aber faßte ihn an der Brust, rüttelte ihn, in das Leben zurück und überlieferte den Mörder dem Criminal-Gerichte.

Gleich im ersten Verhör gestand der Entseßliche seine ungeheure That.

Das Mädchen war die Tochter eines bemittelten Bürgers in seiner Straße. Durch tausend Künste hatte er die Jugend des

schuldlosen funfzehnjährigen Kindes einzuschläfern und ihre Sinnlichkeit zu wecken gewußt. Nach einigen Monaten gestand sie ihm die Folgen ihres vertraulichen Umgangs. Er beschwichtigte ihre Todesangst mit der Versicherung, ihre Furcht zu bannen, und gab ihr mehrere Arzneimittel. Doch diese bleiben ohne Wirkung, und schon fallen der Mutter sorgsame Blicke auf die veränderte Gestalt des Mädchens. Da verabredet der Gräßliche mit dem armen gequälten Kinde, daß sie beide eines Morgens zusammen wegfahren wollen zu einer klugen Frau, auf einem nicht fernen Dorfe, die schon hundert Ramsells aus der Stadt geholfen, habe, und bei der sie sich gewiß auch Raths erholen werde; er bestellte die Leichtgläubige, höchst berechneter Weise gerade an einem Morgen ganz früh zu sich, an dem ein französisches Infanterie-Regiment abmarschirte.

Sie kam.

Im Hause des Fleischhauers schlief noch

alles, er lockte sie in den verfallenen Stall, dessen Thüre damals noch offen stand. Dort hob er rasch das Beil, und wollte ihr den Kopf spalten, sie wandte sich aber, vor Schrecken halb todt, um dem gräßlichen Schlage auszuweichen, und so fiel das Beil, statt auf den Schädel in den Vorderhals; sie sank auf der Stelle nieder und gab keinen Laut von sich. Aber das Röcheln des aus der zerschnittenen Luftröhre hervorfließenden Blutes war furchtbar, und um dieß zu hemmen, hieb er ihr noch zwei Wunden an zwei andern Stellen des Halses, verscharrte auf dem Flecke die Entseelte, schloß die Thüre zu, und ließ an dem nehmlichen Tage einen Haufen Eichenholz, den er schon früher bestellt hatte, vor dieser Thüre aufklastern.

Natürlich wurde das Mädchen von den Eltern bald vermißt; aber der Fleischhauer wußte das Gerücht, als sei das liederliche Ding mit einem Franzosen jenen Morgen davon gelaufen, so fein in Umlauf zu brins

gen, daß jeder Mensch es glaubte, obgleich keiner begreifen konnte, wie das junge, sonst so züchtige Mädchen auf einmal so hätte umschlagen können.

Er bot den jammernden Eltern selbst Pferde und Wagen an, um dem ausmarschirten Regiment den nächsten Weg nachzufahren. Er fuhr selbst mit, um sie ausfindig machen zu helfen.

Allein, ihre Mühe war vergeblich.

Im ersten Nachtquartier erzählte er den bekümmerten Eltern so viele Geschichten von weggenommenen Pferden und Wagen heimlich in's Ohr, daß diese ihm nicht zumuthen konnten, weiter zu fahren.

Er kehrte mit der trostlosen Mutter um, der Vater verfolgte seinen Weg zu Fuße, aber er kam nach acht Tagen auch wieder zurück, ohne dem Kinde auf die Spur gekommen zu seyn.

Diese Thatsachen gab der Mörder in völligem Zusammenhange zu den Akten des

des Gerichts. Den dritten Tag entleibte er sich im Gefängniß.

Die Eltern der Ermordeten aber ließen die Ueberreste des geliebten Kindes ausgraben und auf dem Kirchhof ihrer Gemeinde christlich zur Erde bestatten.

Die schöne Diana.

Eine Stunde von der Residenz liegt ein Städtchen, welches im Sommer fast täglich von den Bewohnern derselben besucht wird. In eins der dortigen vornehmsten Kaffeehäuser, trat vor Kurzem eine junge elegant gekleidete Dame, und fragte nach dem Wirth vom Hause. Ihre liebliche Figur, ihre lebendige Gewandtheit, ihr großes schönes Auge, welches die Umstehenden anständig begrüßte, machten auf alle Gäste einen höchst gefälligen Eindruck. Der Wirth erschien und fragte nach den Befehlen der Dame.

Sie bestellte auf übermorgen ein Mittagmahl von 13 Gedecken zu 3 Thaler für die Person, gab einen Friedrichsd'or darauf, nannte ihren Namen, und fragte: ob der fürstliche Garten offen wäre, weil sie in demselben den schönen Morgen genießen wolle. Der Wirth bejahete das letztere. Sie verabschiedete sich von den dort Sitzenden mit einer artigen Verbeugung, ließ sich ihren Wagen folgen, und ging durch die dunkle Linden-Allee, die durch das Städtchen führt, langsam zum fürstlichen Garten.

Unter den Gästen hatte Werdall, ein fremder junger Kaufmann aus Gothenburg gefessen. Die freundliche Grazie der jungen Dame hatte ihn getroffen; seine Eitelkeit sagte ihm, daß sie ihn mehr als alle andere angesehen, daß sie ihn vorzüglich freundlich begrüßt, daß ihr Blick, während sie mit dem Wirth gesprochen, ausschließlich auf ihm geruht habe.

Er fragte den Wirth nach dem Namen

der Dame, den er nicht recht verstanden hatte, und hörte, daß es Demoiselle Blandini, die erste Solotänzerin vom Hoftheater sei. Er hatte erst gestern das engelschöne Mädchen tanzen gesehen, er erkannte sie jetzt wieder und folgte ihr in den Garten.

Er holte sie in einem schattigen Laubengange ein, faßte sich ein Herz, und begann seine Anrede mit der schmeichelnden Versicherung, daß er sich freue, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, daß er Jahrelang in allen öffentlichen Blättern, von dem Zauber gelesen habe, den ihr jedesmaliges Auftreten unter den Zuschauern verbreitet habe, daß er so glücklich gewesen sei, sie gestern, in dem Ballet Zephyr und Flora, selbst zu sehen; daß alle jene öffentlichen Lobpreisungen sein Entzücken nicht auszudrücken vermöchten, was er, in der seligen Erinnerung des gestrigen unvergeßlichen Abends immer empfinden werde, und daß er, sobald ihm der Wirth ihren Namen genannt habe, sich nicht habe

das Glück versagen können, sie noch einmal zu sehen, daher er ihr hieher nachgeeilt wäre.

Das holde Mädchen war von der sinnigen Rede des jungen Fremden überrascht; aber es hatte Welt genug, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen und ihm auf seine Artigkeit etwas Verbindliches zu erwidern.

Das Gespräch war angeknüpft, und führte sich lebhaft weiter. Beide wandelten mit einander durch den stillen fürstlichen Garten, und verloren sich in eine, an Innigkeit immer mehr gewinnende Unterhaltung. Das heimliche der blühenden Umgebungen; die milden Lüfte, die des Mädchens schöne Wangen und die Millionen duftender Blumen schmeichelnd küßten; das sanfte Feuer im großen Auge der Reizenden, und der blinkende Morgenthau im Grase; der Silberton ihrer Stimme, und die frohlichen Lieder der tausend besüßelten Sänger, die mit friedlicher Liebe im kleinen Herzen, auf dem bun-

ten Blütenmeere herumschwirrten; das zarte Schwanke ihrer Göttergestalt und das Wiegen der schlanken Zweige, welche ein leises Lüftchen hin und her schaukelte; — alles dies drängte die glühende Brust des jungen Fremden; er schlang, sich vergessend, seinen Arm um die Hüfte des neben ihm schwebenden Engels, und zog ihre kleine weiche Hand an seine bebenden Lippen; aber die Züchtige wand sich, unter dem Vorwand eine Blume zu pflücken, aus seinem Arm, und deutete schweigend auf die Gränzen des Schicklichen. Sie leitete das Gespräch, das er in das Sentimentale zu leiten versuchte, auf das Triviale ihres kleinen Diners, was sie übermorgen zu geben gedachte, nannte unter den Gästen, die sie erwartete, den Schauspiel-Direktor, den Konzertmeister, den Ballet-Direktor, den Regisseur, den Kapellmeister, und als der junge Merkur in den weltbekanntesten Namen, lauter achtbare interessante Männer erkannte, und die Aeußerung hin-

warf, daß dieser Cirkel einer der ausgesuchtesten sey, so beantwortete sie diese Bemerkung mit der artigen Einladung, die Zahl ihrer Gäste zu runden, und ihr und ihren Freunden und Freundinnen das Vergnügen seiner Gegenwart zu schenken.

„Es kömmt mir, setzte sie lächelnd hinzu, selbst recht naïv vor, daß ein junges Mädchen einen jungen feinen Herrn, nach einer kaum halbstündigen Bekanntschaft, zu einem freundschaftlichen Mittagbrot einladet. Indessen entschuldiget das Vergnügen, welches mir Ihre Bekanntschaft gemacht hat, meine Ubereilung, wenn Sie streng genug seyn sollten, meine wirklich recht herzlich gemeinte Gastfreundschaft so zu nennen.“ Sie schlug jetzt den Rückweg ein, und als sie der Glückliche in den Wagen hob, bat sie ihn nochmals, sein Versprechen zu halten und gewiß zu kommen. „Sie sind fremd, sagte sie scherzend, ich kenne Sie kaum dem Namen nach. Ich mache am Ende meine gan-

ze Gesellschaft und alle die hübschen Mädchen, die ich gebeten habe, umsonst auf eine so liebenswürdige neue Bekanntschaft neugierig, und Sie lassen mich im Stich, und kommen nicht. Ohne Sie wären wir, setzte sie rechnend hinzu, wie mir eben einfällt, unserer dreizehn. Sie kennen die Unglückszahl, die manchem meiner Gäste Angst machen würde, sich an den Tisch zu setzen; also dürfen Sie nun schon nicht ausbleiben, und um für mich und meine Tafelrunde hinlängliche Bürgschaft zu haben, müssen Sie mir, — ja wahrhaftig, Sie müssen mir ein Unterpfand geben.“

Der selige junge Mensch hätte dem Seraph im Wagen das Herz im Leibe gegeben, so war er von des holden Mädchens Liebreiz hingerissen. Er zog scherzend sich den Ring vom Finger, auf den der wunderlieblichen Blandini lächelnder Blick eben zufällig fiel, und versprach, übermorgen das

Pfand durch sein Erscheinen beim Gastmahl gewiß wieder einzulösen.

Das Mädchen fuhr dahin; der Entzückte sah ihr lange nach, und erwiderte ihren freundlichen Gruß, den sie ihm noch zurücksandte, als der Wagen um die Ecke bog, mit tausend, ihr heimlich nachgeworfenen Küffen.

Das ersehnte Uibermorgen war endlich da, und er traf, äusserst galant adonisirt, in dem bestellten Kaffeehause ein.

Er durchstrich mehrere Zimmer, um seine schöne Wirthin aufzusuchen; er fand niemand; der Saal, in dem gewöhnlich gespeißt ward, war leer.

Nirgend eine Anstalt zu der versprochenen Fete.

Endlich stieß er auf den Wirth. Dieser erzählte ihm denn, daß die Demoiselle denselben Abend wieder da gewesen sey, und das Mittagmahl wieder abbestellt habe, weil der Schauspiel-Direktor, dem es vorzüglich

gelten sollen, unvermuthet krank geworden sey. Sie habe, setzte der Wirth hinzu, un-
gemein bedauert, die Wohnung des fremden
Herrn nicht zu wissen; weil sie nun außer
Stande gewesen, ihn von der Abbestellung
des Diners zu unterrichten; sie habe ihm,
dem Wirth, daher aufgetragen, den jungen
Herrn um die Bezeichnung seiner Wohnung
zu ersuchen, und ihn sehr um Verzeihung zu
bitten, daß sie ihn hier umsonst heraus in-
kommodirt habe. Das, was von ihm in
ihren Händen sey, möge er die Gefälligkeit
haben, bald abzuholen.

So verstimmt Werdall auch war, weil
ihm der heutige Tag durch den Direktor,
dessen Krankheitszufall er schon erfahren hat-
te, verloren ging, so tröstete ihn doch die
Einladung, seinen Ring sich abholen zu dür-
fen. Er sollte sie wiedersehen, vielleicht al-
lein sehen; Er knüpfte an diese Idee die
schmeichelhaftesten Hoffnungen, und eilte, wie-
der aufgeheitert, nach Hause.

Er ließ einige Tage absichtlich verstreichen, ehe er hinging; Es sah ja aus, als ob er seines Ringes halber käme.

Endlich — der Ring hatte für ihn in diesem Augenblicke keinen Werth, das schöne Mädchen zog ihn hin — machte er sich auf den Weg.

Demoiselle war nicht zu Hause. Er gab eine Karte ab, auf deren Rückseite seine Wohnung bemerkt war.

Es vergingen wieder einige Tage. Er hoffte von ihr eingeladen zu werden; allein er merkte, daß das auch ein bißchen zu viel verlangt war. Er ging also zum zweiten Male.

Demoiselle war wieder nicht zu Hause.

Er ließ die zweite Karte da, schimpfte auf sein Mißgeschick, und fragte das Kammermädchen, wenn er auf das Vergnügen rechnen dürfe, Demoiselle zu Hause zu treffen.

Dieses nannte ihm die Frühstunde.

Er rechnete eine ganze Woche auf das

Glück einer Einladungskarte; allein er kalkulirte falsch. Er wollte schon schmollen mit seinem Unstern, als er am folgenden Morgen ein äußerst artiges Billet von der Lieblichen erhielt, in dem sie ihm ihr Bedauern meldete, nicht zu Hause gewesen zu seyn, und zugleich erwähnte, daß sie eben im Begriff sey, eine kleine Reise auf das Land zu machen, von der sie in 14 Tagen zurückkommen werde, wo sie dann bestimmt auf das Vergnügen rechne, ihn bei sich zu sehen, um ihm das Unterpfand auszuliefern zu können, das sie immer noch auf das angenehmste an jenen himmlischen Morgen erinnere, dem sie die Ehre seiner schätzbaren Bekanntschaft zu danken habe.

Er drückte das Blatt, auf dem ihre kleine weiche Hand geruht hatte, an seine Lippen, und zählte mit glühendem Feuer schwärmerischer Sehnsucht die langen Tage, bis zu dem schönem Augenblicke, wo er sie endlich wiedersehen sollte.

So verging eine Woche.

Er war auf einem Diner gewesen, das er spät verließ. Beim Zuhausegehen fiel sein Blick an der Straßenecke auf den Komödienzettel, der für heute ein Ballet verkündete, in dem die Angebetete seines Herzens, die Diana machte.

Er traute seinen Augen kaum; allein ihr Name stand klar und deutlich gedruckt da. Sie mußte also früher wiedergekommen seyn, als sie sich vorgenommen hatte; er eilte in das Theater. Da erschien die Himmlische, den blitzenden Halbmond im dunkeln Haar. Das ganze Parterre begrüßte sie gleich beim ersten Auftreten mit lautem Beifall. Er klatschte sich die Hand bald wund. Er stand ganz vorn, dicht am Orchester. Ihm war es, als blicke sie nur ihm freundlich zu, als tanze sie heute nur für ihn. Die prächtige Musik hob das zephyrleichte Mädchen hoch in die Lüfte, ihr kleiner Fuß berührte kaum den Boden. In einem der

zartesten Solo's erschöpfte sie ihre Kunst, ein obligates Waldhorn begleitete das hüpfende Schweben der Reizenden; Allen verging der Athem, denn sie drehte sich acht, zehn, zwanzig Mal auf einem Fuße mit der Behendigkeit eines geflügelten Kreisels, dann flog sie vor, dem Parterre entgegen, breitete die Arme weit aus, pausirte auf den Zehspitzen mehrere Minuten und lächelte, freundlich dankend dem tumultuarischen Beifall, der die einfallende Janitschaaren-Musik überrauschte.

Werdall klatschte stärker, als alle; sein Bravo erklimmte die Höhen des Paradieses, und verlor sich in den gemahlten Wolken des Hintergrundes. Er konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun; immer stand, auf den kräftigen Füßchen sich wiegend, seine hochaufgeschürzte Diana mit den ausgebreiteten Armen vor ihm, und lockte ihn schmeichelnd an die wildfliegende Brust.

Den nächsten Vormittag schon — läng

ger konnte der Glückliche nicht warten — eilte er in die Wohnung des geliebten Mädchens, ließ sich melden, und ward vorge lassen.

Diana war blaß. Der gestrige Tag hatte sie ein wenig angegriffen. Sie entschuldigte sich, daß sie noch im Negligee sey, und frug, was ihr die Ehre seines Besuchs verschaffe.

Werbald, über die Frage etwas betroffen, goß vorerst ein ganzes Füllhorn von Lobeserhebungen über den Zauber des gestrigen Abends aus, und erzählte dann, wie angenehm er überrascht gewesen sey, sie gestern auf der Bühne zu finden, da er sie, nach ihrem gütigen Billet, noch auf dem Lande gewähnt habe. Er nahm sich etwas verlegen; denn so reizend auch die Holde heute war, so hatte er sie sich doch weit herzlicher gedacht. Neulich im fürstlichen Garten war sie so freundlich gewesen, und heute so fremd, auch ihre Sprache war heute anders. Doch

daran war wahrscheinlich die gestrige Anstrengung Schuld.

Demoiselle horchte hoch auf. „Auf dem Lande? von einem Billet sprechen Sie? Ich habe schon einmal gefragt, wie ich zu der Ehre ihres Besuchs komme. Darf ich die Frage wiederholen? Sie haben, wie ich von meinem Mädchen höre, schon früher die Güte gehabt, mich mit Ihrer Gegenwart beehren zu wollen. Verzeihen Sie, daß meine Verhältnisse nicht erlaubten, den Besuch eines jungen Mannes anzunehmen, der mir ganz fremd ist! Jetzt, da Sie zum dritten Male kamen, glaubte ich, daß Sie bestimmte Aufträge an mich hätten; allein Sie sprechen von einer Person, die Sie näher zu kennen scheinen, Sie haben“ — —

„Demoiselle!“ rief Werball aus, und war von dem Fremdethun seines Idols aus aller Fassung gebracht, „so schnell vergessen zu werden, ist fast nicht möglich. Es soll Mode seyn, zuweilen zerstreut zu scheinen,

allein, wenn Sie in mein Inneres schauen könnten, würden Sie von dem widrigen Eindruck gerührt werden, den diese Kälte, dieses absichtliche Verwischen jenes glücklichen Morgens auf mein Herz macht."

„Jedes Ihrer Worte ist mir ein Räthsel,“ sagte die schöne Diana ängstlich, und eine leise Röthe trat in die Lilienhaut der blassen Wange. „Sie sind, auf jeden Fall im Irrthum, oder“ setzte sie, sich ermuthigend hinzu: „Sie erlauben sich einen sehr dreisten Scherz, um Ihren Eintritt zu entschuldigen.“

„Weder Scherz, noch Irrthum,“ entgegnete Verdall, dem die wunderliebliche Jagdgöttin immer unbegreiflicher ward, „ich gestehe offenherzig, das es mich schmerzt, so von Ihnen vergessen zu seyn. Hätte mir Ihr Billet nicht selbst die Erlaubniß —“

„Was denn für ein Billet? Ich bitte Sie! mein Billet? Ich habe Sie in meinem Leben nicht gesehen, nie Ihren Na-

men nennen gehört, und soll an Sie geschrieben haben!“

„Ich habe Ihre lieben Zeilen noch in meinen Händen,“ fiel der Betroffene ein, und holte aus einem von Rosendl durchdusseteten Taschenbuch, das besagte Billet hervor.

„Das Blatt ist nicht von meiner Hand,“ rief die Halbmondschöne, und lächelte ihm Hohn. „Wollen Sie sich überzeugen, so lesen Sie hier den Brief, den ich eben an Herrn Dupont anfang, als ich durch Ihren äußerst sonderbaren Besuch gestört wurde.“

Sie zeigte ihm den Brief. Dieser war zwar französisch und das Billet deutsch geschrieben, allein dessen ungcachtet waren das zwei ganz verschiedene Hände. Die Schreibemeister der ganzen Welt hätten, bei einer gerichtlichen Comparatio literarum, eidlich erhärten müssen, daß diesen Brief und dieses Billet nun und nimmermehr eine und dieselbe Hand geschrieben habe.

Die selbst im Zürnen lebenswürdige

allein, wenn Sie in mein Inneres schauen könnten, würden Sie von dem widrigen Eindruck gerührt werden, den diese Kälte, dieses absichtliche Vermischen jenes glücklichen Morgens auf mein Herz macht.“

„Jedes Ihrer Worte ist mir ein Räthsel,“ sagte die schöne Diana ängstlich, und eine leise Röthe trat in die Lilienhaut der blassen Wange. „Sie sind, auf jeden Fall im Irrthum, oder“ setzte sie, sich ermutigend hinzu: „Sie erlauben sich einen sehr dreisten Scherz, um Ihren Eintritt zu entschuldigen.“

„Weder Scherz, noch Irrthum,“ entgegnete Berdall, dem die wunderliebliche Jagdgöttin immer unbegreiflicher ward, „ich gestehe offenherzig, das es mich schmerzt, so von Ihnen vergessen zu seyn. Hätte mir Ihr Billet nicht selbst die Erlaubniß —“

„Was denn für ein Billet? Ich bitte Sie! mein Billet? Ich habe Sie in meinem Leben nicht gesehen, nie Ihren Na-

men nennen gehört, und soll an Sie geschrieben haben!“

„Ich habe Ihre lieben Zeilen noch in meinen Händen,“ fiel der Betroffene ein, und holte aus einem von Rosendl durchbusteten Taschenbuch, das besagte Billet hervor.

„Das Blatt ist nicht von meiner Hand,“ rief die Halbmondschöne, und lächelte ihm Hohn. „Wollen Sie sich überzeugen, so lesen Sie hier den Brief, den ich eben an Herrn Dupont anfang, als ich durch Ihren äußerst sonderbaren Besuch gestört wurde.“

Sie zeigte ihm den Brief. Dieser war zwar französisch und das Billet deutsch geschrieben, allein dessen ungcachtet waren das zwei ganz verschiedene Hände. Die Schreibemeister der ganzen Welt hätten, bei einer gerichtlichen Comparatio literarum, eidlich erhärten müssen, daß diesen Brief und dieses Billet nun und nimmermehr eine und dieselbe Hand geschrieben habe.

Die selbst im Zürnen liebenswürdige

Blandini beschämte den Uiberführten durch ein lautes, ihn tief demüthigendes Gelächter; als sie aber in das Billet näher blickte, und ihren Namen darunter fand, ward sie ernster; sie las weiter, aber sie warf bald das vermaledeite Blatt weit von sich weg, denn sie fand da etwas von einem Unterpfande, das sie an einen himmlischen Morgen erinnere.

Sie hatte gar nicht das Herz weiter zu fragen, was das allerliebste Unterpfund sey; sie rief laut: „das ist abscheulich, das ist abscheulich. Man hat meinen Namen gemißbraucht, schändlich gemißbraucht. Sie sind betrogen. Ich bin gemißhandelt. Mein Herr, haben Sie nur einen Funken Gefühl für das Heiligthum der Ehre eines unbescholtenen Mädchens; so glauben Sie, glauben Sie! ich habe jetzt, in diesem entsetzlichen Augenblicke, weiter keine Beweise, daß ich die nicht bin, die dieses Blatt geschrieben hat, daß ich von diesem Blatte keine Silbe weiß. Erzählen Sie mir, ich beschwöre Sie

Darum, was Sie eigentlich hierher führt, von wem Sie dieß Billet erhalten haben, erzählen Sie mir alles!"

Werbball verlor alle Fassung. „Was soll ich erzählen? Sie wissen ja alles. Sie entsinnen Sich, daß Sie neulich in *** waren, und ein Diner bestellten!

„Ich?"

„Daß ich Sie kurz darauf im fürstlichen Garten traf, daß sie die Gewogenheit hatten, mich zu dem Diner einzuladen.“

„Sie?"

„Daß Sie um meines Kommens gewiß zu seyn, Sich meinen Ring als Unterpfand ausbaten.“

„Ich? Ihren Ring? und den soll ich noch haben? am Ende sind Sie wohl bloß gekommen, ihn von mir zurück zu fordern? War der Ring von Werth?"

„Er ist ein Erbstück meines Vaters, und ward bei der Taxation seiner Hinterlassenschaft auf 6000 Rthlr. abgeschätzt.“

Das Mädchen trat erbleichend zurück. „Nein, mein Herr,“ rief sie erschrocken: „halten Sie mich einer solchen Handlung nicht fähig. Hier ist ein abscheulicher Betrug im Spiele. Kommen Sie, ich bitte Sie, begleiten Sie mich zum Polizey-Präsidenten auf der Stelle. Ich kenne ihn, er wird, er muß mir Recht schaffen. Ich bin außer mir! Auf meinem Namen ein solches Vubenstück! Erlauben Sie mir, daß ich mich auf einen Augenblick entferne, um mich anzukleiden, ich bin in wenigen Minuten wieder bei Ihnen.“

Sie ging, am ganzen Körper zitternd, zur Thüre hinaus. Der Wagen, den sie unterdeß bestellt hatte, fuhr vor. Sie kam, bat Werdall, der seinen Sinnen nicht traute, ihr zu folgen und beide fuhren zum Polizey-Präsidenten.

Beide gaben den Vorfall zu Protokoll, und nach Verlauf einer Woche war der Ring und die Pseudotänzerin ausgemittelt. Leß-

tere war ein Freudenmädchen höhern Ranges, das mit der schönen Diana eine sprechende Aehnlichkeit hatte.

Die Industrie-Ritterin hatte den jungen Werdall im Schauspiel gesehen, wo ihr Ebenbild, durch ihren zauberischen Tanz das ganze Publikum entzückte. Vor Allen war der junge Fremde hingerissen, der zehnmal in einem Athem betheuerte, nie einen schönern Engel gesehen zu haben. Sie hatte jedes seiner Worte gehört, denn sie hatte dicht hinter ihm gesessen; sie hatte den Ring bemerkt und seinen Werth erfahren, weil Werdall letzteren seinem Nachbar, einem alten Freunde, dem der Ring aufgefallen war, genannt hatte; und an demselben Abende hatte auch Werdall gegen seinen Freund erwähnt, daß er den folgenden Tag in das benachbarte Städtchen fahren, und in dem und dem Kaffeehause absteigen werde. Sie fand sich also dort ein, gab sich für ihr Ebenbild, die Blandini, aus, bestellte zum Schein das Di-

ner, zeichnete während des Gesprächs mit dem Wirth den jungen Werball sehr freundlich aus, sagte absichtlich, daß sie in den fürstlichen Garten gehen werde, und legte bei ihrer Abschiedsverbeugung in ihren Blick, den sie dem Fremden zuwarf, eine stillschweigende Einladung, ihr dahin zu folgen. Den Ring dem Entzückten abzuschwagen, war ihr ein Leichtes. Ihre Bemühungen, den Betrogenen von Zeit zu Zeit hinzuhalten, glückten ihr vollkommen. Von dem Wirth des Caffehauses, bei dem sie darauf wieder vorsprach, erfuhr sie Werball's Wohnung. Durch eine ihrer gemeinern Genossinnen ließ sie ihn und seine Gänge beobachten. Sie vermuthete, daß er die wirkliche schöne Solotänzerin, Blandini, auffuchen würde; aber sie fürchtete davon keine Entdeckung, weil sie wußte, daß das Mädchen durchaus keine Besuche von fremden jungen Mannspersonen annahm; als aber einige Zeit hingegangen war, und er seinen Besuch wiederholt hatte, mußte sie

fürchten, am Ende doch die beiden Personen sich gegenüber und dann die Geschichte mit dem Ringe zur Sprache gebracht zu sehen; sie schrieb also an den Libertölpelken, daß sie verreisen werde, um die Entwicklung ihres Spiels weiter hinauszuschieben.

Das Ballet, in dem Diana auftrat, war ihr ein Strich durch die Rechnung.

Noch schlimmer ging es ihr mit dem Ringe selbst. Sie wollte ihn anfänglich verkaufen; allein der Juwelier, dem sie ihn zuerst anbot, machte, als er den kostbaren Ring in der Hand des Mädchens erblickte, das er an den Federn zu erkennen schien, ein so bedenkliches Gesicht, daß sie in seinen Augen zu lesen glaubte, er zweifle an der Rechtmäßigkeit ihres Besizes. Sie ging also zu einem zweiten Juwelier, den sie kannte, und log dem vor, ein Freund von ihr, der von Stande sey, und sie zuweilen besuche, und nicht genannt seyn wolle, habe sie ersucht, auf diesen Ring 1000 Thlr. zu borgen.

Das klang wahrscheinlich. Sie nahm das Geld, und wollte nach Ablauf der Verpfändungszeit vorgeben, ihr Freund sey noch nicht bei Kasse, den Ring einzulösen, vielmehr bitte er noch um 1000 Rthlr. auf 14 Tage; sie wollte tüchtige Zinsen obenin versprechen, diese 1000 Rthlr. nehmen, davon gehen und den Ring beim Juwelier im Stiche lassen.

Die Thätigkeit des Polizey-Präsidenten vereitelte den Plan. Er sandte, gleich nach der Protokollirung des Vorfalles, die erhaltene sehr genaue Beschreibung des Ringes, bei allen christlichen und jüdischen Juwelieren herum, und erhielt ihn von dem Pfandinshaber augenblicklich ausgeliefert.

Die gastfreundliche Pseudo-Diana mußte das erhobene Geld, was sie noch ziemlich vollständig beisammen hatte, wieder herauszahlen und erlustirt sich gegenwärtig im Spinnhause.

Inhalt.

| | | |
|-------------------------------|-------|-----|
| Die Klosterkirche | Seite | 3 |
| Gemeiner Sinn und wahre Größe | | 45 |
| Das Raubschloß | | 70 |
| Das Blutbeil | | 124 |
| Die schöne Diana | | 141 |



Scherz und Ernst

von

H. Clauren.

Zweites Bändchen.



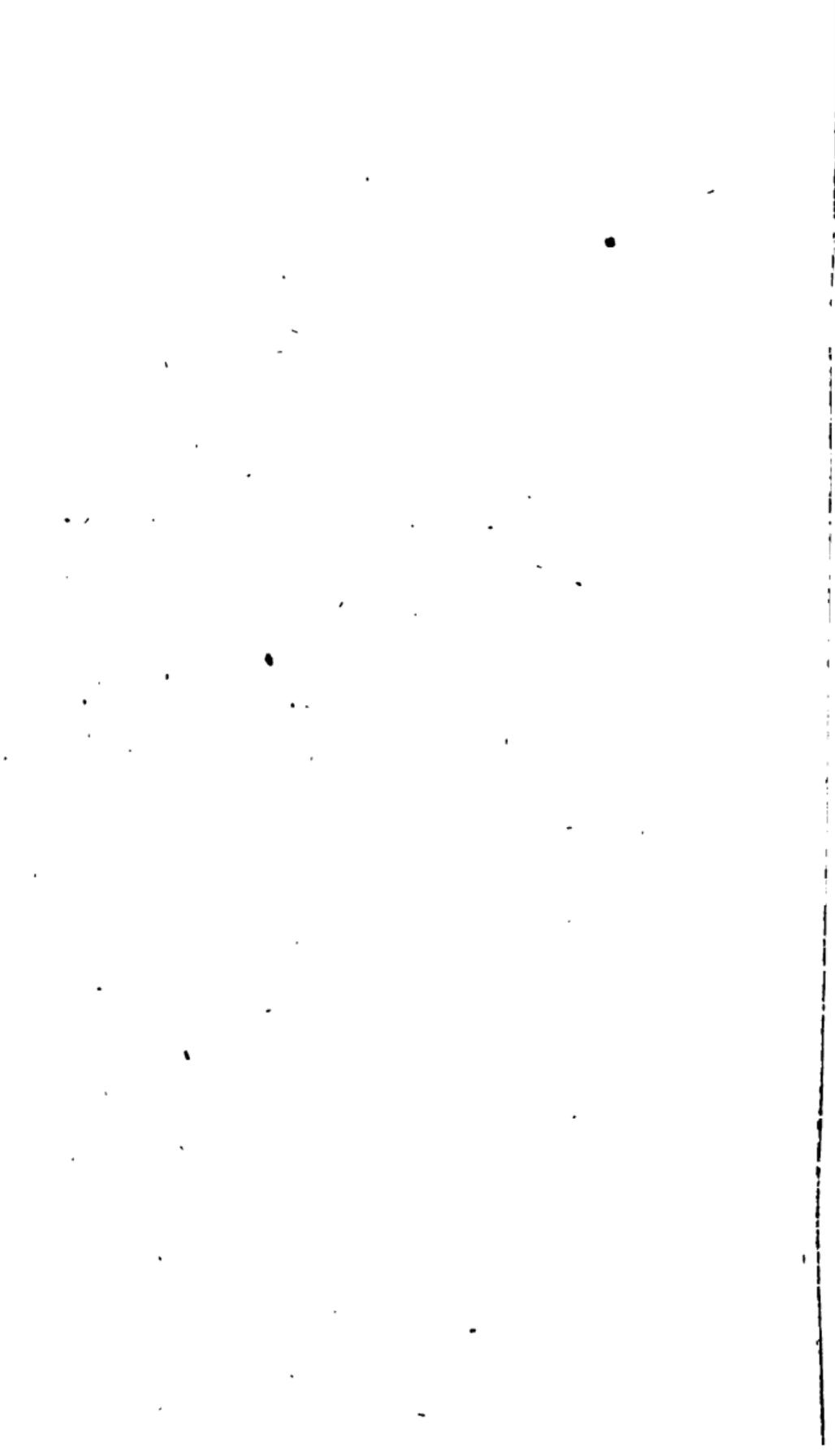
Scherz und Ernst

von

H. Claren.

Zweiter Theil.

Dresden, 1818.
in der Arnoldischen Buchhandlung.



Das Raubschloß.

Aufschluß der, im ersten Bändchen abgebrochenen
Geschichte.

Meinen Staubmantel, meinen leichtflatternden Staubmantel hatte ich durch und durch gestochen. Der Zipfel desselben war in der Thüre des Vorgeleges, vor dem einen der großen eisernen Oefen, die im Rittersaale standen, eingeklemmt. Als ich die Vorlegethür öffnete, um meinen Mantel zu erlösen, knarrte sie und fiel dann wieder zurück: dies Knarren war das Köcheln, das Winkeln; und

als sie zurückfiel, berührte die Klinke den eisernen Aufwurf, in den die Klinke gehörte; das war das Klopfen des Großmeisters gewesen. Der Zugwind hatte die verdamnte Thüre abgestoßen und zugezogen; sie war seit Jahren nicht eingebolt, und knarrte daher in einem so eigenen Tone, daß ich selbst, als ich sie zur Probe jetzt mehrere Male öffnete und zurückfallen ließ, die Aehnlichkeit mit jenem jammervollen Gewinsel, bis zur Täuschung wahrnahm. Die Klinke war von Eisen, der Aufwurf von Eisen, daher klang das Zurückfallen der wieder zugehenden Thüre natürlich wie der Schlag eines Hammers von Eisen auf Eisen. Der erste Ruck, wenn die Thüre zurückfiel, war allemal stark, nachher folgten zwei schwächere: daher werden mehrere meiner Leser sich enträthseln, warum ich den fürchterlichen Bruder in der Nähe glaubte.

Bruno und Gotthard waren hinter mir drein gekommen, um zu sehen, wer sie in

ihrem Kumpelgemach, bei dem Zweikampfe überrascht hatte. Sie hatten jetzt die Wisire aufgezo- gen: es waren zwei lebendige hausbä- ckige Menschen. Sie waren so sehr erschro- cken, als ich; indessen verständigten wir uns bald.

Es waren die beiden, früher schon ers- wähnten Gartenknechte, Georg und Heinrich. Die Tante ließ in der Regel immer einen auf der Ruine schlafen, damit die Mobilien, die in den neu eingerichteten Zimmern stan- den, doch nicht ganz unbewacht wären; in- dessen war es dem einen zu einsam in dem alten Gemäuer da oben; sie hatten daher ausgemacht, immer zusammen zu schlafen. Von meinem Hierseyn hatten sie nichts ge- wußt. Diesen Abend kommen die Gartens- bengel auf den Einfall, Ritter zu spielen. Panzer, Helm und Schwert hängen in der Polsterkammer. Wenn einer dem andern einen Klapps beigebracht hatte, lachte der andere; sie hatten ihre Wisire herunter gezo-

gen: daher dieses hohle Gelächter, das ich in dem Höllenrachen eines Satans gesucht hatte. Als ich, den blanken Degen in der Hand, unvermuthet zwischen die Fechtenden trat, fällt dem einen vor Schreck das Schwert aus der Hand: als aber die Gewappneten sehen, daß ich die Flucht ergreife, ermannen sie sich wieder, und eilen mir nach. Auf dem Rückwege, als ich mich vor der Thür des Vorgeleges wegzog, wird diese vom Zugwind abgestoßen; der Zipfel meines Staubmantels schlüpft dazwischen, die Thür klappt wieder zu; ich glaube, ein Ungeheuer packe mich von hinten, verwende den Degen, und stoße ihn rückwärts durch den dünnen Mantel.

So weit hatte ich Aufschluß. Allein der Nonnengesang in der Gruft, die Beleuchtung, das Krachen, als ich Cäcilien, die an ihrem eigenen Sarge saß, zurief, die weiße Gestalt im Gebüsche — das waren mir noch heimliche Räthsel.

Ich fragte die Gartenknechte, ob sie nichts

singen gehört hätten. „Das macht es oft so,“ entgegneten die Geharnischten, und Heinrich hob die dort an der eisernen Thüre noch liegende Lea in die Höhe. „So lange die hier hängt, wird es auch nicht anders im alten Schlosse werden. Die seligen Nonnen aus St. Clara singen, seitdem Mamsell Cäcilien todt ist, fast wöchentlich ein paar Mal da unten bis zur tiefen Mitternacht, ihre frommen Seelenmessen.“

Bei diesen Worten hielt er das Bild mir näher. Ich mußte mich wegwenden; denn es war, als kniee die Kindesmörderin lebendig vor mir. Ich schauderte. Ewig lange hatte sie die heilige Mutter Gottes um Erbarmen angefleht: für sie war keine Gnade mehr, weder in dem unermesslichen Kreise der Millionen von Welten, noch in den endlosen Räumen der Ewigkeit. Nur die weibliche Brust, in der auch einmal Mutterterliebe mit Mutter-Verzweiflung gekämpft hat, konnte diesen Jammerblick verstehen;

ich ahnete nur halb seine grausenvolle Bedeutung.

Ich bat die beiden Gartenknechte, mit mir noch einmal hinunter zu kommen, um in die Gruft zu sehen, ob man da noch etwas bemerke.

Sie begleiteten mich.

Wir gingen ohne die Laterne, die wir oben in meinem Zimmer brennend zurückließen.

Nein, wir sahen nichts.

Alles war still und dunkel in der Gruft. Die Nonnen, die Musik, das Licht, Alles war verschwunden. Cécille schlummerte wieder ruhig in ihrem Sarge.

Wir kehrten in die Ruine zurück. Die Gartenknechte gingen in ihre Polsterkammer. Ich war nun wieder allein.

Ich warf mich auf das Sopha, ließ das Licht brennen und horchte zwei lange Stunden. Endlich schlummerte ich ein, und erwachte spät am Morgen. Die Tante

Sam mit Julen herauf, um mit mir zu frühstücken.

„Ich wäre gestern betnahe noch einmal herauf gekommen, Wetter,“ sagte Julie: „aber ich hatte keinen Athem mehr, um die Treppe zu ersteigen.“

„Wie so?“ fragte ich erstaunt.

„Ich habe eine Nacht gehabt! kein Auge habe ich zuthun können.“

„Sie?“

„Stellen Sie sich nur vor! Gestern als wir von Ihnen weggegangen waren, und ich mich eben ausziehen wollte, kommt Jettchen.“

„Wer ist Jettchen?“ fiel ich ihr ins Wort.

„Kennen Sie Jettchen nicht mehr? Amtmanns Jettchen von Eichberg? Die kommt also, ein Laternchen in der Hand, mit ihrem Bräutigam, nach dem Gewitter noch herüber; der hat einen Brief aus Prag bekommen, und soll morgen, als heute

früh fort; er hat sich hier über acht Wochen aufgehalten, ist fast täglich in unserm Hause gewesen, und will also von Mutterchen und mir noch Abschied nehmen. Mutterchen war schon zu Bette. Ich plaudre mit beiden noch ein Weilchen, und begleite sie dann durch den Garten, um sie hinten hinaus zu lassen, wo sie ein ganzes Stück näher gehen. Als wir hier in die Nähe der Ruine kommen, gerieth Weigl auf den unglücklichen Gedanken, Cäciliens Gruft noch zum letzten Male zu besuchen. Wir waren oft alle drei des Abends in der Gruft gewesen, und hatten ein frommes Lied an Cäciliens Sarge gesungen. Mir gefiel die Abschieds-Idee des schwärmerischen Menschen: ich hatte den Schlüssel noch bei mir. Wir traten ohne Furcht und Grauen in die stille Kammer ihrer Ruhe. Wir sprachen von der Eeligen, vom Scheiden und Wiedersehen, Weigl schloß die Geliebte in seine Arme, und beide schwuren sich, einander bis zum

letzten Hauch des Lebens treu zu seyn, und rein und gut, wie meine Cäcilie gewesen war.“

„Jettchen sank, ergriffen von dem Schauer des heiligen Eides, an Cäciliens Sarge auf ihre Kniee, betete leise um den Segen des Vaters der Liebe, und um eine sanfte Ruhe für die vertrauteste Freundin ihrer Jugend, für ihre Cäcilie. Weigl aber ging schweigend in die kleine Nebenhalle, die Mutterchen hat auswölben lassen, ergriff dort meine Harfe, und spielte das schöne alte Lied: Wie sie so sanft ruhn. Ich setzte mich still neben ihn, und hob, in tiefer Wehmuth versunken, den frommen Gesang an, den Jettchen vorn in der Gruft, knieend am Sarge, mit ihrer reifen Silberstimme begleitete. Wir hatten den dritten Vers gesungen. Wir konnten nicht weiter. Thränen, heiß geweinte Thränen erstickten unser Lied. Auf einmal rief eine laute, wilde Stimme: Cäcilie!“

„ „Herr Jesus, mein Heiland!“ „
 schrie Jettchen, raffte sich auf, eilte zu uns
 in die Nebenhalle, und warf die Thür hin-
 ter sich zu. Wir waren alle drei erschüt-
 tert. Jettchen rief: „ „fort, fort!“ „ er-
 griff die Laterne so hastig, daß sie verlöschte,
 und zog uns mit sich aus der Halle. Wir
 flogen mehr, als wir gingen, durch das Ge-
 büsch nach Hause. Hier erholten wir uns
 ein wenig von unserm Schreck; dann gab
 ich ihnen einen Begleiter mit, denn sie muß-
 ten diesen Abend noch nach Eichberg.“

Jetzt kam die Reihe des Erzählens an
 mich.

Der Leser weiß nun meine Geschichte
 jener Nacht. Ihm ist hoffentlich also über
 den wunderbaren Zusammenhang jener Bege-
 benheit jetzt weiter nichts dunkel.

Das Bild der unglücklichen Lea schenkte
 mir die Tante zum Andenken, und Zulchen
 heilte mit ihrer Nähnaedel die Wunde mei-
 nes grausam durchstochenen Staubmantels.

Die
Reise aus dem Lager.

Lange hatte ich gewählt unter den Schönen des Landes. Mein Onkel meinte, ich sollte, wie er sich ausdrückte, eine Reiche heirathen, und die reichen Mädchen gefielen mir immer nicht. Unter uns gesagt, manche waren recht hübsch, recht sehr hübsch, und ich hätte mich wohl entschließen können, einem so niedlichen Kinde mit 60 — 80,000 Rthlrn. meine Hand zu bieten; aber die Mädchen mochten mich nicht. Ich konnte mich schlechterdings nicht bequemen, ihre Geldsäcke anzubeten; ich war offen, herzlich

gegen sie, und sie und ihre Papas und Mamas verlangten, daß ich devot seyn sollte. So vergingen Jahre, und ich hatte noch keine Frau.

Meine Tante, vorbesagten Onkels Frau, eine verständige Alte, nahm meine Parthie, „Laß dem Jungen Zeit,“ sagte sie. „Etwas läßt sich nicht zwingen. Er wird eine Frau finden, wo er sie nicht sucht.“

In diesen paar Worten lag von nun an meine Mystik. Wo ich nur etwas Weißes, etwas einer Schürze Aehnliches, sah, da glaubte ich, hinter dem stecke meine künftige Frau.

Tausendmal lächelte ich; denn ich irrte mich tausendmal; bis ich mich dann gewöhnte, die Frauenzimmer zu sehen, ohne an das Heirathen zu denken, und so ging die Sache recht leidlich. Aber es vergingen wieder Jahre, und ich hatte noch immer keine Frau.

Um die Zeit veranstaltete der Fürst ein

Lustlager. Aus allen Garnisonen des kleinen Staates, zogen die Regimenter nach der Residenz; ich ihnen nach.

Der Zuschauer waren viermal mehr, als der Soldaten; diese exercirten und manoeuvrirten, und wir andern lebten froh und guter Dinge, aßen und tranken herzlich schlecht; bezahlten alles über die Gebühr; ließen uns beregnen und von der Sonne verbrennen; rennten alle Tage unsre drei, vier Meilen; fielen über Zeltpflöcke uns die Nasen blutig; sahen vor Staub und Pulsverdampf, von allen gerühmten herrlichen Evolutionen und Manoeuvres, keinen Stich und behaupteten doch alle einstimmig, daß über die Freude des Lustlagers nichts in der Welt gehe.

Nach vierzehn Tagen hatte der Spasß ein Ende; die Zelte wurden abgebrochen; die Regimenter marschirten auseinander und jedes eilte nach Hause. Zu dem Behuf wollte auch ich mir Extrapost bestellen; Ich ging

selbst auf das Posthaus, weil ich keinen Bedienten mit hatte.

„Ein Glück,“ antwortete der Postsekretär, „daß sie nicht einige Minuten später kamen: Sie erhalten gerade die letzten Pferde, und den einzigen noch brauchbaren Wagen.“ In dem Augenblicke kam eine Dame mit einem jungen wunderniedlichen Mädchen, und ersuchte gleichfalls den Sekretär um eine Postkutsche und zwei Pferde.

Die Postkutschen waren alle längst in Stücke gefahren, und die Pferde kamen vor spät Abend nicht zurück. Er versprach die Extrapost auf morgen. So lange konnte die Dame nicht warten. Sie mußte heute fort. „Und wenn Sie mir die Pferde vierfach bezahlen wollen,“ entgegnete der Postbeamte, „ich kann nicht. Es ist alles, was nur in der Stadt Pferde hat, aufgeboten, zur Post sie zu stellen; ich habe heute sechs und siebenzig Vierspanner expedirt, die andern habe ich gar nicht gezählt. Die Pferde auf den

Dörfern sind zu Militärfuhren requirirt; kurz Sie müssen warten.“ Mit diesem Bescheid ging der Mann in seine Stube zurück und ließ die Dame stehen.

In einer Post-Stube ist man schon ein halber Reisender. Die conventionelle Welt liegt hinter dem Menschen, sobald er den Wanderstab in der Hand hat. Man ist ungebundener, unbefangener.

Ich fragte die Verlegenen, wohin sie zu reisen gedächten. „O mir geht es fatal, ganz fatal,“ entgegnete die Dame, „ich kam hierher und hatte mir mit meinen Verwandten aus Sporenberg ein Rendezvous gegeben: diese sollten meine Nichte hier wieder mit zurücknehmen. Allein meine Leutchen sind nicht gekommen. Ich wohnte hier bei meinem Bruder, dem Geheimen Rath Roman; dieser geht heute auf Commission und schließt sein Haus zu, folglich muß ich heute fort; ich wollte mit meinem Bruder zu Hause fahren, dessen Commissionsreise geht durch

meinen Ort. Das war alles schon besprochen, und darum sandte ich meinen Wagen, gleich nach meiner Ankunft zurück; allein jetzt muß ich meine Nichte selbst begleiten und eine Postchaise nehmen, und nun soll ich nicht einmal Pferde, nicht einmal einen Wagen bekommen. Ich muß nun eine Wohnung im Wirthshause nehmen, ich muß —

„Gar nichts müssen Sie, meine — ich weiß nicht, wen ich die Ehre habe —“

„Ich bin die Forsträthin Riedel.“

„Gehorsamer Diener. Freut mich, die Ehre — gar nichts — wollte ich sagen, meine beste Frau Forsträthin, brauchen Sie in Ihrem Plane zu ändern. Ich reise diesen Augenblick ab; ich fahre über Sporenberg, es wird mir ein Vergnügen seyn, die Demoiselle Nichte —

Das Mädchen ward roth. Die Tante machte einen Knix. „Sehr gütig, ungemein gütig,“ entgegnete sie — „aber ich weiß nicht, wen —“

„Ich heiße von Osten“ antwortete ich mit dreuster Stimme, und setzte hinzu, um sie sicherer zu machen: „und bin Bräutigam. Sie riskiren also nichts.“

„Der Herr Baron von Osten? der künftige Herr Schwiegersohn unsers Herrn Oberforstmeisters? freut mich, freut mich unendlich, die Ehre zu haben, Ihnen meine gehorsamste Devotion persönlich bezeigen zu dürfen, und Ihnen meinen unterthänigen Glückwunsch zu Dero Vermählung mündlich darbringen zu können.“

„Kennen sie meine Braut?“ fragte ich halb todt vor Angst.

„Nein gnädiger Herr, ich habe nicht die Ehre. Der Herr Oberforstmeister sind zwar der gnädigste Herr Vorgesetzte meines Mannes, allein wir sind die Entferntesten im Departement Ihres Herrn Schwiegervaters; wir wohnen über 17 Meilen auseinander.“

„Ich weiß, ich weiß. Nun, wie steht

es, Frau Forsträthinn, wollen Sie mir die Demoiselle Nichte anvertrauen?"

„Ach, liebwürthester Herr Baron, ich weiß nicht, ob wir uns unterstehen dürfen, Sie zu incommodiren.“

„Sprechen Sie doch nicht von incommodiren; ich habe einen Platz im Wagen leer; Sie gehören zum Departement meines Schwiegervaters; Sie sind in Verlegenheit; der alte Herr würde mir es nicht verzeihen, wenn ich seiner guten Frau Forsträthinn nicht einmal diese kleine Gefälligkeit erweisen wollte.“

Mein Vorschlag ward endlich nach vielen Complimenten und Entschuldigungen angenommen. Beide eilten in ihre Wohnung, ich in die Meinige. In einer halben Stunde kam die Nichte. Ein Mädchen trug ihre wenigen Habseligkeiten. Der Geheime Rath Roman, der, wie aus den Reden des Mädchens hervorging, den Herrn von Osten sehr genau zu kennen schien, hatte mein An-

erbieten äußerst artig gefunden. Das Dienstmädchen brachte tausend Empfehlungen nebst Buttersemmeln und Knackwürsten vom Geheimen Rath mit. Er war eben im Abreisen begriffen, und nahm die Tante mit, sonst wären beide selbst zu mir gekommen, und hätten sich persönlich bei mir bedankt. Daß das nicht geschehen war, dankte ich meinem Schutzgeist. Denn, dann hätte der Geheime Rath, statt des Herrn von Osten, meine Wenigkeit gefunden, und ich wäre in unbeschreibliche Verlegenheit gerathen.

Daß ich in der Geschwindigkeit auf den Einfall gekommen war, mich für den Herrn von Osten auszugeben, hing sehr natürlich zusammen; ich wußte zufällig, daß dieser im Hause des Oberforstmeisters bekannt war. Kannte die Forsträthin diesen Herrn von Osten persönlich, so gab ich mich für dessen Better oder Bruder aus. Die Nachricht, daß ich Bräutigam sey, hatte ich bloß hingeworfen, um die Forsträthin sicher zu ma-

hen; der zufällige Umstand, daß der Herr von Osten wirklich Bräutigam war, verblüffte mich ein wenig, doch sammelte ich mich so schnell, als möglich. Kurz meine dreifache Lüge, daß ich Bräutigam, daß ich Herr von Osten sei, und nach Sporenberg reise, brachte die Nichte in meinen Wagen, und das war ja alles, was ich verlangt hatte.

Ob ich nach Sporenberg, oder wo anders hin reiste, war mir ganz einerlei, denn ich hatte ein Paar Tage von meinen Geschäften übrig; aber zwischen dem Alleinreisen und in Gesellschaft einer ungemein anzehenden Nichte, lag ein gewaltiger Unterschied.

Noch hatte ich kein Wort, keine Sylbe von der Kleinen gehört. Ich hätte sie für stumm gehalten, wenn sie nicht endlich, als sie in den Wagen stieg, an den Onkel und an die Tante recht viel Grüße bestellt hätte. Sie holte ihr Geldbörtschen hervor. Es war wenig darinn; Sie gab dem Mädchen die

Hälfte ihrer Baarschaft als Trinkgeld für dessen Bemühung. Das Mädchen küßte die kleine weiße Hand, die Nichte zog sie schnell zurück und stieg mit sichtbarer Verlegenheit in den Wagen.

Ich schrieb in mein inneres Notizbuch: Kindlich, arm, erkenntlich, bescheiden, keusch, sehr hübsch, recht sehr hübsch, fast zu hübsch.

Der Postillon fuhr wie ein Rasender über das Pflaster; man konnte kein eignes Wort nicht hören. Ich hätte schreien müssen, wenn ich mich hätte mit ihr unterhalten wollen, und das hätte sich doch nicht geschickt. Ich schwieg also. Sie auch.

Endlich hatten wir den Steinweg hinter uns. Es war ein herrlicher Morgen, ringsum eine freundliche Gegend.

Das Auge der Nichte weilte mit Freude auf den um uns liegenden Fluren. Fiel ihr Blick auf die vor uns in bläulicher Ferne dämmernden Gebirge, so schlug sie die Augen schnell nieder.

Ich trug in mein Notizbuch: empfänglich für Naturschönheit, angstvoll für die Zukunft.

Wir waren eine Meile gefahren. Die Nichte hatte kein Wort gesprochen. Ich auch nicht. Ich hatte mir fest vorgenommen, eine Meile zu fahren, ohne sie anzureden. Ich hielt dieß für das sicherste Mittel, ihre Blödigkeit zu entwaffnen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Etwas hatte ich auch erreicht, aber verdammt wenig. Sie hatte anfänglich ganz tief in die Ecke eingedrückt, gesessen. Ich auch. Ein Hamburger Zuckersaß hätte zwischen uns noch Raum gehabt, so weit saßen wir von einander. Nach und nach hatte sie die Gränze ihres Besizthums erweitert; auch ich war unvermerkt näher gerückt, und so saßen wir ziemlich dicht neben einander, ohne daß sie Arges daraus nahm.

Aber der erste Meilenstein machte mir doch Freude. Ich hatte mich nach ihm gesehnt. Nun wollte ich meine Zunge entfesseln.

Ich fing an. Sie antwortete kurz, aber freundlich.

Beim zweiten Meilensteine ging die Sache schon viel besser. Sie sprach recht gut; sie fühlte sehr richtig, ihr Verstand blitzte überall hervor; wäre sie heiterer, oder weniger gutmüthig gewesen, ich hätte sie wichtig nennen können.

Ich wollte in mein Notizbuch wieder eintragen, allein ich hatte nun schon so viel Liebes und Gutes von ihr bemerkt, daß ich in meinem Innern mir Summa Summarum laut gestand, nie ein lieberes Mädchen gesehen zu haben.

Dies Geständniß hätte ich bei mir behalten sollen. Allein, Gott weiß, wie ich es versah, es glitt mir über die Lippen, und die Nichte war bis zum vierten Meilensteine wieder stumm, wie ein Fisch.

Wir hatten unterdessen die Pferde gewechselt und einen Postillon bekommen der verheirathet war, eine kranke Frau hatte,

und uns unterwegs klagte, er sei so arm, daß er keinen Doctor bezahlen könnte.

Die Nichte zog, als wir auf der Station ankamen, und der Postillon zurückritt, ihr Beutelchen, und gab ihm mehr, als die Hälfte ihres Restes. Sie hatte sich hinter den Wagen gestellt, daß ich sie nicht sehen sollte; aber ich sah durch das kleine Fenster, was am Wagen angebracht war; sie stand mit dem Rücken gegen mich gewendet, und bemerkte mich nicht. Aber ich und der liebe Gott sahen sie, und wir beide sahen auch, daß sie nur noch ein paar Gröschelchen im Beutel hatte, und daß ein Paar große Thränen ihr auf die wohlthätige Hand fielen, als sie mit dem Postknechte ihre Armuth theilte.

Ich schlechter Mensch hatte dem Postillon, als ich ihm in der Poststube sein Biergeld zahlte, einen Rand Ducaten in die Hand gedrückt. Ich dachte, er sollte bei der Nichte mir einen Stein ins Bret schieben, und ihr von meiner Gutthat erzählen; aber

der Kerl war noch schlechter, als ich. Er nahm das Scherflein der Nichte und meinen Dukaten und ritt davon, ohne meines HOLLÄNDERS, gegen die Nichte, mit einer Sylbe zu gedenken.

Der Himmel umzog sich, als wir weiter fuhren; der Abend brach ein; es ward sehr finster; am Ende stockdunkel. Der Wagen fiel aus einem Loch in's andere; bald flog die Liebliche auf mich, bald plaukte ich auf sie. Wer in ähnlicher Lage ist gewesen, wird meine Pein ermessen können. Aber ich hielt mich, als hänge der Sonnenlüstre selbst im Wagen, und gewann dadurch wenigstens so viel, daß wenn dieser auf meiner Seite hing, das Mädchen minutenlang mir an der Brust lag. Das rasende Feuer, das in dieser hoch aufloderte, konnte freilich die Engelsreine nicht ahnen. Endlich erreichten wir die dritte Station. Der Postmeister wollte uns in der Nacht nicht weiter fahren lassen. Die Wege wären, meinte er, grundlos

schlecht, und das Gebirge, das wir jetzt passieren müßten, in der finstern Nacht durchaus nicht befahrbar.

Die Nichte, die schon in den letzten Stunden unsrer Reise, über jedes Loch Todesangst ausgestanden hatte, willigte gern ein, zu bleiben. Niemand war damit zufriedener, als ich.

Wir aßen ein sehr gut zugerichtetes Abendbrod. Die Nichte machte die Wirthin. Ich saß dem lieblichen Mädchen gegenüber. Ich hatte bisher immer nur ihr Profil gesehen. Jetzt hatte ich den vollen Liebreiz des gerade mir zugewendeten ganzen Gesichts im Auge. Sie hatte Pelz und Umschlagetuch abgelegt. Sie hatte das Häubchen abgebunden. Die Luft hatte ihre vorhin etwas blaße Wange geröthet. In ihrem großen, unbeschreiblich schönen, schwarzen Auge lag der Glaube an meine Artigkeit, der endlich nun Antergrund gefunden zu haben schien. Das zwischen uns stehende

Tischchen war ganz schmal. Dicht vor mir drüben saß das Mädchen mit der ganzen Fülle seiner süßen Reize, über welche die holde Verlegenheit, mit dem fremden Manne hier allein zu seyn, einen eigenen Zauber goß. Nun konnte ein jeder Mensch lesen, wie die Schüchternheit allmählig schwand, und nur noch eine mädchenhafte Befangenheit den Platz behielt. So, wie mir jetzt war, dachte ich mir ohngefähr die magische Vorfeier des bräutlichen Verhältnisses, — mir mundete kein Bissen mehr. Des Postmeisters ehrlicher Landwein ward mir zum glühenden Burgunder. In diesem Augenblicke brachte ein Mädchen Stroh, ein anderes weiß überzogene Betten, und beide bauten für uns beide, ein breites hochgethürmtes Paradebette, das im Harem nicht reizender seyn konnte. Die Dichte schien vom Schlafen und vom Bette gar keine Notiz zu nehmen; sie sprach nicht davon.

Ich auch nicht.

Wir wußten beide, daß wir auf dieser Prachtstreu schlafen sollten; aber wir beide thaten, als ob keine Streu in der Welt wäre. Sie holte ihren Strickstrumpf heraus, ich stellte mich an das Kamin. Sie brachte das Gespräch auf meine Braut. Ich wußte recht gut, daß das Erinnern an diese, der Schanzkorb seyn sollte, hinter dem sie sich sichern wollte. Sie kannte das Fräulein, sie war begeistert von ihm. Hätte der wirkliche Herr von Osten vor dem Kamin gestanden, er hätte von dem Werth und den Tugenden seiner Braut, diese Nacht einen schönen Traum geträumt.

Ich schwieg zu ihren Tiraden über das Fräulein. Ich dachte an ganz andere Dinge. Jetzt unterhielt sie mich. Jetzt verlor sie sich in dem Fluß lebendiger Rede; denn sie sprach vom Glück der Liebenden, die, und wenn Welten zwischen ihnen lägen, treu einander gehören; sie suchte den Grund dieses himmlischen gegenseitigen Vertrauens, in

der ungemischten Reinheit der wahren Liebe, und schloß mit der Behauptung, daß Liebe ohne Ruhe nicht denkbar sey.

„Nun so wollen wir uns auch zur Ruhe begeben!“ sagte ich trocken, denn sie hatte alle Eandle ihrer Beredsamkeit auf einmal so gedffnet, daß sie den Morgen her angeschwaßt hätte, wenn ich keinen Damm davor zog.

Meine Aeußerung mußte ihr etwas querseldeln gekommen seyn; denn sie schlug das Auge auf ihre Arbeit nieder, und sprach kein Wort weiter.

Mit dem Reden schadet man oft der guten Sache. Ich hätte vom Schlafengehen gar nicht sprechen, sondern mich niederlegen sollen. Sie würde, bildete ich Thörichter mir ein, wenn ich eingeschlafen wäre, — wohl still nachgekommen seyn. Es war noch für vier Personen Platz.

Ich that jetzt, was ich gleich hätte thun sollen. Ich klagte über entseßliche Müdig-

keit; entschuldigte die Freiheit, in ihrer Gegenwart zu schlafen, mit dem eisernen Geseß der Nothwendigkeit, legte mich halb entkleidet nieder, und wünschte ihr von meinem Strothrone aus, eine gute Nacht.

Sie dankte, ohne sich weiter im ihrem Stricken stören zu lassen, mit stillschweigendem Kopfnicken.

Ich konnte nicht schlafen. Und wenn ich die ganze lange Nacht der Juden vorher durchwacht hätte, ich hätte nicht schlafen können.

Ich schnarchte nach einem Weilschen ein wenig, um der Nichte glaubend zu machen, ich schlief, und blinzelte durch die Wimpern, um zu sehen, was die Kleine beginne.

Sie wendete sich nach mir, machte einen langen Hals, und als sie meinte, daß ich recht fest eingeschlafen, löste sie, um sich es bequemer zu machen, das Schnürleibchen auf, und wusch sich mit frischem Wasser — jeder Strohhalm unter mir, ward bei diesem An-

blick zu einem unterirdisch brennenden Steinkohlen-Fluß — den blendenden Hals. Ich sah alles nur halb. Ach! nicht einmal halb, denn sie hatte das Angesicht nach dem Kamin gewendet, und nur als sie sich umdrehte, um vom Tisch das Handtuch wegzunehmen, da schwor ich mir im Stillen hoch und theuer, daß ich nie ein köstlicheres Mädchen gesehen hatte.

Behmüthig sah ich auf den leeren Platz neben mir. Warum konnte ich nun nicht sagen, „komm und theile meinen Thron mit mir?“ — bloß weil ich gelogen hatte, weil sie mich für den Herrn von Osten hielt, und weil sie daher glauben mußte, daß Oberforstmeisters Fräulein meine Braut sei.

Das mußte anders werden; so hielt ich es diese Nacht nicht aus. Ich that, als ob ich erwachte. Wie ein Blitz flog das große weiche Umschlagetuch um Busen, Hals und Achsel.

„Mein Gott, Demoiselle, noch nicht zu Bette?“

„Glauben Sie denn wirklich, Herr Baron, daß ich mich niederlegen werde?“

„Sagten Sie nicht vorhin, daß Liebe ohne Ruhe nicht denkbar sei? Ich halte sie der Liebe fähig, sehr fähig, folglich —“

„Sie haben mich recht gut verstanden. Aber es ist nicht hübsch von Ihnen, daß sie mich mißverstehen wollen.“

Ich warf meinen Matin über, sprang aus dem Bette, und — es mochte nun daraus entstehen, was da wollte, — ich entdeckte ihr, daß ich nicht der Baron von Osten sei, daß ich keine Braut habe, daß meine Tante mir immer gesagt, ich werde eine Frau finden, ohne sie zu suchen, und daß sie, sie allein die sei, die ich gefunden, ohne zu suchen. „Ihr Satz von der Ruhe, Mademoiselle“ rief ich, von dem Gesichtchen, was sie zu meinem Bekenntnisse machte, etwas beleidigt: „Ihr Satz taugt nichts;

gar nichts. Ich liebe Sie, wie ein Mensch nur lieben kann; aber ich habe keine Ruhe. Von der glücklichen Minute an, als ich Sie sah, bis zu diesem wichtigen Augenblicke, hat mich alle Ruhe geflohen. Ein Fieber, als ob ich vergehen wollte, brennt in meinem Innern. Himmlisches, himmlisches Mädchen, darf ich hoffen?"

„Ihre Liebe ist nicht die Meintige! entgegenete das Mädchen hochroth und bitter böse: — Sie sängen ihre Bekanntschaft mit einer Lüge an. Von der Diskretion eines solchen Mannes darf ich nichts erwarten. Ich ward dem Baron von Osten anvertraut, nicht Ihnen. Ich werde den Weg nach Hause allein finden.“

Sie verbeugte sich, nahm ihre wenigen Sachen und ein Licht, und ging, um die Postmeisterin zu wecken.

Ich ereilte früher die Thüre.

„Ich vertrete Ihnen nicht den Weg, Mademoiselle, sie sind frei. Aber hören

„Mein Gott, Demoiselle, noch nicht zu Bette?“

„Glauben Sie denn wirklich, Herr Baron, daß ich mich niederlegen werde?“

„Sagten Sie nicht vorhin, daß Liebe ohne Ruhe nicht denkbar sei? Ich halte sie der Liebe fähig, sehr fähig, folglich —“

„Sie haben mich recht gut verstanden. Aber es ist nicht hübsch von Ihnen, daß sie mich mißverstehen wollen.“

Ich warf meinen Matin über, sprang aus dem Bette, und — es mochte nun daraus entstehen, was da wollte, — ich entdeckte ihr, daß ich nicht der Baron von Osten sei, daß ich keine Braut habe, daß meine Tante mir immer gesagt, ich werde eine Frau finden, ohne sie zu suchen, und daß sie, sie allein die sei, die ich gefunden, ohne zu suchen. „Ihr Satz von der Ruhe, Mademoiselle“ rief ich, von dem Gesichtchen, was sie zu meinem Bekenntnisse machte, etwas beleidigt: „Ihr Satz taugt nichts;

gar nichts. Ich liebe Sie, wie ein Mensch nur lieben kann; aber ich habe keine Ruhe. Von der glücklichen Minute an, als ich Sie sah, bis zu diesem wichtigen Augenblicke, hat mich alle Ruhe geflohen. Ein Fieber, als ob ich vergehen wollte, brennt in meinem Innern. Himmlisches, himmlisches Mädchen, darf ich hoffen?"

„Ihre Liebe ist nicht die Meintige! entgegenete das Mädchen hochroth und bitter böse: — Sie fingen ihre Bekanntschaft mit einer Lüge an. Von der Diskretion eines solchen Mannes darf ich nichts erwarten. Ich ward dem Baron von Osten anvertraut, nicht Ihnen. Ich werde den Weg nach Hause allein finden.“

Sie verbeugte sich, nahm ihre wenigen Sachen und ein Licht, und ging, um die Postmeisterin zu wecken.

Ich ereilte früher die Thüre.

„Ich vertere Ihnen nicht den Weg, Mademoiselle, sie sind frei. Aber hören

Sie mich einen Augenblick. Was würden die Menschen im Hause von mir denken, wenn Sie jetzt, in der Mitternacht, die Postmeisterinn weckten? Sie selbst würden bald der Gegenstand des Gesprächs aller Postknechte. Schonem sie meine Ehre und meinen Ruf. Bin ich auch nicht der Baron von Osten, so bin ich doch ein ehrlicher Mann.“ Ich nannte ihr meinen Namen und Stand. Ich gestand ihr, daß ich, bloß um sie zu begleiten, die Reise gemacht hätte; zufällig sei mir, als ihre Tante mich gefragt habe, wer ich sei, einer meiner Bekannten, der Herr von Osten eingefallen. Meine Verlegenheit sei nicht gering gewesen, als ihre Tante diesen gekannt und der Verhältnisse desselben mit der Tochter des Oberforstmeisters erwähnt habe, allein die Freude, mit der liebenswürdigen Nichte zu fahren, habe alle meine Angst besiegt. „Nun habe ich Ihnen,“ fuhr ich mit gutmüthiger Offenheit fort, „alle meine schweren Verbrechen gestanden.

Darf ich Verzeihung hoffen? Werden Sie mir nun wieder Ihr Vertrauen schenken?"

Die Nichte lächelte halb ernsthaft, ging von der Thüre zurück, und legte ihr Reisepäckchen wieder auf die Seite.

„Sie bedürfen des Schlafes“ sagte ich nach einer Weile: „legen Sie sich ganz ruhig nieder. Ich werde nicht weiter schlafen.“

„Sie werden sich nicht wieder niederlegen?“

„Nein.“

„Gewiß nicht?“

„Auf meine Ehre nicht!“

Das Mädchen ging, nach einer längen Weile, schweigend und legte sich, ohne sich zu entkleiden, auf das Bette. Ich warf, weil es in der Nacht doch zu kühl werden konnte, eine leichte seidene Decke über sie, die ich auf Reisen immer bei mir führe. Sie dankte freundlich. Ich setzte mich, ihr den Rücken zugewendet, gegen das Kamin.

Die heimliche Stille! Das blüthen-

weiße Bettchen! Das liebreizende Mädchen! — Ja, es giebt im menschlichen Leben Verhältnisse, wo eine Riesenkraft dazu gehört, um Herr seiner selbst zu bleiben. Ich stierte schweigend in die Kohlen des verglimmenden Kaminsfeuers. Ein Fünkchen nach dem andern ging aus. Das wahrhafte Bild meiner Grundsätze. Aber ich nahm mit Gewalt den Blasebalg der gesunden Vernunft zur Hand, und wehte ihnen wieder Geist und Leben an, daß sie in dieser schweren Prüfungsnacht vorhalten sollten.

Was mich jetzt am meisten schmerzte, war, daß sie mit mir schmollend, eingeschlafen war. Die Sonne soll nicht im Zorn über uns untergehen. Das Trostbüpfchen war eingeschlafen, ohne mir einmal gute Nacht gesagt zu haben.

Nach einer guten Viertelstunde, als ich lange sie schon eingeschlummert glaubte, fragte sie leise: „Sie sind doch nicht böse auf mich?“

Ich eilte zu ihr, und bog mich an Ihrem Streubette auf ein Knie nieder. „Böse? warum sollte ich böse auf Sie seyn?“

„Ich glaube, ich habe Ihnen etwas Hartes gesagt, und Sie sind so gut. Sie wachen, daß ich schlafen kann. Seyn Sie wieder gut, ich habe Sie nicht beleidigen wollen.“

Weg war mein Groll! So sind wir gutherzigen Männer; ich hätte eben anfangen wollen, über das kleine Sauertöpfchen mich zu ärgern, ein sanftes Wort, und wie lassen uns um den Finger wickeln.

Ich zog den vollen schönen Arm, der bis zur Achsel entblößt, auf der seidnen Decke lag, an meine Lippen. Ich betheuerte mit voller Seele, nie auf sie böse gewesen zu seyn, nie in meinem Leben auf Sie böse werden zu können, und fiel, ich weiß heute noch nicht wie, in das vorhin abgebrochene Thema wieder ein.

Aber die Nichte entgegnete halb ernst,

halb verdrüsslich, daß, wenn ich nicht den Augenblick davon abbräche, sie aufstehen und das Zimmer verlassen müsse. Wenn ich also nur einige Rücksicht auf sie nähme, so bäte sie vor allem, ihr diese Nacht Ruhe zu gönnen.

Ich drückte, ihren Wunsch gewährend, ihr den Gutenachtkuß, mit zarter Liebe auf den schneeweißen Arm; stand, von unbefriedigter Sehnsucht schmerzlich gefoltert, wieder auf, und setzte mich an das langsam verglimmende Kaminfeuer.

Ich schlummerte auf dem Stuhle ein. Das reizende Mädchen schlief bis an den hellen Morgen.

Wir hatten nur noch eine Station bis Sporenberg, dann sah ich vielleicht die Liebliche nie wieder. Ich brachte also beim Frühstück, das gestern abgebrochene Gespräch wieder in den Gang. „Nun, was meinen Sie,“ schloß ich meine Rede, und nahm in meine beiden Hände ihre kleine Rechte:

„Wollen Sie — willst Du es mit mir wagen, Du süßes herziges Mädchen?“

„Ich meine nichts, ich kann nichts meinen,“ sagte sie schnell, aber freundlich.

„Sie kennen mich ja nicht. Ich Sie nicht. Sprechen Sie nicht davon. Es wird mir Angst. Ihre Tante hat Unrecht. „Suchet, so werdet ihr finden,“ sagt die Schrift.“ Der Postillon blies. Wir setzten uns in den Wagen.

„Wenn ich suchen darf, muß ich Sie besuchen dürfen; kann ich das?“

„Nein.“

„Nicht?“

„Um keinen Preis.“

„Warum nicht?“

„Erstens sind Sie als der Baron von Osten mit mir gereist; als solcher müßten Sie in unserm Hause auftreten; denn natürlich schreibt man aus unserm Hause an die Forsträthin, und was würde das für eine verwirrte Geschichte werden, wenn Sie uns

ter Ihrem wirklichen Namen sich nun bei uns jetzt einführen.“

„Zweitens?“

„Zweitens — —“

„Nun?“

„Lassen Sie uns abbrechen. — Ich bin in unserm Hause nicht glücklich, ich werde“ — sie schlug die Augen nieder, und sprach leiser — „ich werde verachtet, gemißhandelt; man würde sich wundern, wenn Sie um — meinerwillen kämen, da Töchter im Hause sind, die auf die Hand eines solchen Mannes eher Anspruch machen können, als ich. Ich esse in diesem Hause — das Gnadenbrod. Meine Eltern sind seit zwei Jahren todt. Sie hinterließen mir nichts, als meine Erziehung.“

Ich schloß das holde Mädchen in meine Arme. Ich betheuerte ihr die Redlichkeit meiner Absichten; in vierzehn Tagen wollte ich zurückkommen, und offen und gerade um ihre Hand anhalten. Wir hatten

uns, machte ich den Plan, in der Residenz kennen gelernt. Daß ich sie bis hierher begleitet hatte, durfte kein Mensch erfahren.

Sie lächelte verlegen und wand sich aus meinen Armen. „Sie sind etwas rasch,“ sagte Sie in holder Verwirrung.

„Nun“ — entgegnete ich ihr, schon halb triumphirend: „Ihr Erstes hatte nichts auf sich. Ihr Zweites habe ich beantwortet, haben Sie noch ein Drittes?“

Ihr „Ja“ glitt kaum hörbar über die Lippen.

„Noch ein Drittes? Lassen Sie doch hören!“

„Sie dürfen mich nicht lieben, ich — ich werde schon geliebt. Aber fragen Sie nicht nach dem Namen, den kann ich jetzt noch nicht nennen. Sie sind außer ihm der einzige Mensch in der Welt, der darum weiß. Ehren Sie mein Geheimniß. Ich hätte es Ihnen nicht mitgetheilt, wenn Ihr Antrag, den ich zu würdigen weiß, mir nicht

die Gegenpflicht auflegte, gegen Sie offen und ehrlich zu seyn.

Ich mußte zu dieser widrig überraschenden Nachricht ein fatales Gesicht gemacht haben, denn sie fragte nach einer Pause wieder, mit unaussprechlicher Gutmüthigkeit, ob ich böse sey?

Ach, böse war ich nicht, aber unglücklich, wirklich recht unglücklich. Unsere Unterhaltung bis Sporenberg war jetzt höchst einsilbig; einigemale setzte ich an, um den Schleier ihres Liebesgeheimnisses zu lüften; aber sie hielt ihn fest zusammen, und betheuerte, daß sie sehr dringende Ursachen habe, den Namen ihres Geliebten zu verschweigen. Ich bot ihr meine Hülfe an, um die Steine des Anstoßes, die ihrem Glücke vielleicht im Wege lägen, zu beseitigen; sie schüttelte aber wehmüthig mit dem Kopfe, und sagte: „uns kann niemand helfen.“

Vor dem Posthause in Sporenberg stieg sie ab, dankte mir für genossene Höflichkeit

ten und ging in die Wohnung ihrer Verwandten.

Ich sah dem Mädchen, so weit ich konnte, nach. Es schwebte, wie eine Graziengestalt, die Straße hinab. Jetzt erst trat mir mein, in der vergangenen Nacht, über mich selbst erfochtener Sieg, wie ein riesenhaftes Tugendstück vor die Seele.

Der Abschied vorhin war einfältig, kleinstädtisch, der ärgerte mich; das Mädchen hatte, den ganzen Weg über, so sinnig, so anständig gesprochen, und jetzt dankte es für — genossene Höflichkeiten. Die Opfer, die schmerzlichen Opfer, die ich ihm gebracht, nannte es schlechtweg Höflichkeiten!

Aber nein — im Grunde hatte die Schlaue doch recht. Als sie ausstieg, lagen mehrere Menschenkinder der Nachbarschaft, in den Fenstern. Konnte sie denn da hinstreten, und sagen, ich danke dir für deinen ehrenfesten Schutz in dieser Nacht, für dein bescheidenes Entfagen, für die Martyrerquaal,

mit der du dich selbst gekreuzigt hast! Ihr Abschied war kalt, steif und ceremoniell, und damit wies sie der ganzen Christenheit in den benachbarten Fenstern das entfernte Verhältniß, in dem sie zu mir gestanden haben wollte; wer jetzt hätte ahnen sollen, daß sie unter meiner Decke, eine ganze Nacht mit mir in einem Zimmer geschlafen, daß ich auf dem Punkte gestanden, sie zu heirathen, daß sie mir, in der Angst ihres Herzens, ihr Liebesgeheimniß anvertraut, habe der müßte ein paar Herrschelsche Teleskope, statt der Pupillen, im Auge haben.

Die geschwägige Postmeisterin gab mir näheres Licht. Nachdem sie mir mit schelmischem Lächeln, zu der bisherigen angenehmen Reisegesellschaft Glück gewünscht, ich ihr aber, zur Ehrenrettung des Mädchens, entgegnet hatte, daß es den ganzen Weg still und in sich gefehrt gewesen, fuhr sie mit Theilnahme fort: „wie kann das auch anders seyn, das arme Ding hat böse Tage

im Hause; die Alten werfen ihm das bißchen Brod, das es sie kostet, tagtäglich vor, und von den Töchtern muß es sich alles gebrannte Herzeleid gefallen lassen. Mehr, um nur diesem Elende zu entgehen, als aus Liebe, hat sich das arme Mädchen, wie man so munkelt, mit einem jungen Menschen hier in der Gegend eingelassen; aber, denken Sie an mich, der Mosje macht das niedliche Mädchel unglücklich, und läßt es dann sitzen; es ist nicht das erste Mal, daß er es so gemacht hat!“

Die Rede der Schwakhasten zerschnitt mir das Herz. Einem Unwürdigen also gab das Mädchen Wunderhold, seine Hand, seine Liebe und Reize, und mir, der ich es mit so zarter, redlicher Herzlichkeit umsing, mir versagte es alles!

„Können Sie denn nicht“ fragte ich ängstlich, und vom trübsten Mißmuth gepeiniget, „können Sie denn nicht das unbesonnene Mädchen vor dem Menschen warnen?“

„Vor dem? — den kennen Sie nicht, lieber Herr. Das ist ein maltridfer Herring; mein Mann hat draußen vor dem Thore die große Wiese, den Sauanger, von ihm in Pacht, wir haben einen Heuschlag darauf, delikates Gras sage ich Ihnen, wie Salat; den Sauanger nähm' uns der Mensch vor der Nase weg, wenn er erführe, daß ich mich in seine Amourschaften mengeliren thäte — nein, da soll mich Gott behüten; was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz.“

So geht es in der Welt! Tausend dumme Streiche würden weniger begangen, wenn der Dritte sich nicht von erbärmlichen Ursachen abhalten ließe, ihnen durch offenen Rath und gute That in den Weg zu treten; aber, wenn das Unglück, das hunderte haben kommen sehen, ohne zu rechter Zeit den Mund aufzuthun, da ist, dann stellen sie sich hin, und schreien dem, dem es begegnet, in das Gesicht, und zermalmen ihn mit schonungslosen Vorwürfen.

Wie wär' alles anders geworden mit der armen Nichte, wenn die Postmeisterin, die den Geliebten der Kurzsichtigen besser kannte, sich nicht mit dem Sauanger den Mund hätte stopfen lassen.

Verstimmt von der Albernheit der Menschen, fragte ich mich, wohin ich nun wollte. Umzukehren und das Posthaus wiedersehen, wo der Teufel der Versuchung mir das reizendste Mädchen von der Welt auf dem Strohlager gewiesen hatte, war mir nicht möglich. Ich fuhr also allein weiter. Aber das gefiel mir auch nicht.

Auf der nächsten Station ging die fahrende Post eben ab. Sie war mit lauter fröhlichen Leuten besetzt, die auch aus dem Lustlager kamen.

Ich war mit Extrapost gekommen und hätte also auf diese Weise, nach der Postordnung, weiter fahren müssen; indessen, da ich dem Postmeister bis zur ersten Station das Extrapostgeld bezahlte, und nun noch

obenin die Gebühren der ordinairn Post bis dahin berichtigte, so war der uneigennützig Mann gefällig genug, sich meiner Laune zu fügen, und mich mit der ordinairn Post, die mir in meiner Stimmung jetzt lieber war, als die einsame Postchaise, in Gottes Namen fahren zu lassen. Ich bekam als letzter Passagier den hintersten Platz. Der mit Eisen beschlagene große Briefbeutelkasten ward mir zum Sitz angewiesen.

Ein kräftiges Mittel gegen die Hypochondrie, ein solcher Briefbeutelkasten! Schon auf dem Stadtpflaster trennte sich das Fleisch von meinem Gebein. Die Zähne klapperten mir im Munde, und ehe wir das Weichbild des Städtchens im Rücken hatten, thaten mir alle Rippen im Leibe weh.

Einen großen, frisch geflochtenen Korb im wunden Herzen, die schlaflose Nacht im weiten Auge, keinen Mundbissen im Magen, und den Briefbeutelkasten unter dem Sitzorgane, — das hätte kein Mensch lange

aushalten können. Zum Glück kamen wir in tiefen Sand; der Wagen mahlte sich langsam fort. Dem einen Uebelstande, war also abgeholfen.

„Der Herr sitzen dahinten wohl gar nicht bequem?“ fragte eine üppige Blondine und bog sich von ihrem Sitze hinterwärts zu mir herum.

„Nicht zum bequemsten,“ entgegnete ich, und spürte, daß mein Essiggesicht sich über die theilnehmende Anrede der blonden Postgefährtin, sichtbar aufhellerte; „indessen“ fuhr ich, mich artig verbeugend fort: „indessen dulde ich mein Ungemach gern, weil ich das Vergnügen habe, hinter Ihnen zu sitzen.“

„Wollen Sie,“ sagte die Blondine zu der neben ihr sitzenden Brünnette, „ein wenig Platz machen, so könnte der arme junge Herr vielleicht zwischen uns sitzen.“

Die Brünnette rückte mit einem freundlichen: „recht gern!“ so weit ab, als sie

konnte. Ich stieg über die Lehne ihres Stuhles, klemmte von dem Ueberflusse ihrer Mäntel und Röcke so viel unter, als ich brauchte und saß, wie ein Prinz.

Die Blondine war ein Weltkind. Sie sprach — Gott weiß, wie wir auf das Gespräch — gekommen waren, von der Liebe mit einer Lebendigkeit, mit einem Feuer, daß ich mit jedem Augenblicke den ganzen Postwagen in Flammen aufgehen zu sehen, befürchtete. „Komische Menschen sind wir,“ sagte sie, und lachte, und in der Tiefe des Wangenrübchens dunkelte sich der rosige Grund, „komische Menschen sind wir, daß wir uns schmiegsam unter Gesetze fügen, die alte Knasterbärte geschnitzelt und geschnöckelt haben, welche vor tausend Jahren und länger lebten, von der Liebe so viel wußten, als unser Postillon da vorn, von der Bahn der Comerien, und an das Zeitalter, in dem wir heute leben, so wenig dachten, als an unsre Sitten und Bedürfnisse. Wie kann z. B.

ein Mensch dem andern gebieten, nur eine Frau zu nehmen? Die Türken haben vier, fünf Weiber, und wollen auch selig werden; Als das Gesetz der Einweiberei aus dem Hirnkasten der Ueberklugen zur Welt kam, kannte man noch nicht den knallenden Salpeterstaub, der in wenigen Stunden, zehn, zwanzigtausend junge Kraftmänner auf den Schlachtfeldern hinstreckt; damals mochte das Verhältniß, das auf den Taubenschlägen statt findet, auch unter den Menschen noch passend seyn, und jedes Taubchen seinen Tauber haben; aber jetzt — gehen Sie doch hin auf alle Bälle, und Sie werden finden, daß immer auf zehn Mädchen ein Mann kommt.“

„Wohl haben Sie recht,“ entgegnete ich: „wenn Sie meinen, daß der jetzige Mangel an Ehemännern und Tänzern, Süßmilchs göttlicher Ordnung gänzlich entgegen laufe; aber, da es nun einmal so ist, möchten die Mädchen nicht mit der Schrift

fragen: was soll ich thun, daß ich selig werde?"

„O,“ erwiderte sie mit einem vielsagenden Schelmenblick, „das beantwortet sich von selbst. Wir Frauen und Mädchen müssen jetzt die Gesellschaftsrechnung studiren, und uns in den Schatz der Welt, in die Mannspersonen theilen. Im Ernst“ setzte sie nach einer Pause, bedeutend hinzu, und warf die blauen Augen, mit einem leisen Seufzer, in den blauen Himmel, „es würde viel besser auf Erden jetzt stehen, wenn die Frauen weniger eifersüchtig, und die Gesetze von der Kirchenbuße in allen Ländern abgeschafft wären. Die Gewalt der Natur ist stärker, denn alles. Das Feuer des Besuvs hat noch keiner gelöscht, und so wird auch die Liebesgluth im menschlichen Herzen, wohl keiner zu dämpfen vermögen.“

Sie legte bei den Worten die Hand auf die Brust, als empfinde sie da auf dem

Fleckchen einen süßen Schmerz und wendete das Gesicht abwärts.

Sah ich recht; so stand mein kleiner Besuch zur Rechten mit irgend einem verheiratheten Manne in Verhältnissen, und dieser hatte den Feuerberg schon erstiegen.

Ich umschlang die Keppige, und wisperte ihr in das Ohr: „Sie verschließen ein Geheimniß, das sie mit ihrem scheinbaren Frohsinn nicht wegscherzen können.“

Ein dunkler Carmin ergoß sich ihr über die sammetne Wange. — „Offenes Vertrauen kann sie vielleicht retten“ fuhr ich jetzt in meiner Vermuthung bestätigt, dreister, aber anständig und theilnehmend fort.

Sie schüttelte schweigend mit dem Kopfe, ihr schönes großes Auge stand unter Wasser.

Ich hatte richtig gesehen, das war wohl außer Zweifel, das sehr schöne Mädchen dauerte mich; auf der nächsten Station wollte es, wie ich vorhin von ihm gehört,

den Postwagen schon verlassen; wollte ich also helfen, mußte es bald geschehn.

Ich zog die sanft Erglühende dichter an mich, und küßte ihr, zum stillen Zeichen, daß ich für mein Theil wegen des Fehltritts sie zu keiner Kirchenbuße verdammen würde, die Purpurwange, und sagte mit ängstlicher Herzlichkeit „drängt Sie Ihre Lage; so nehmen Sie von mir Rath und Hülfe an, wenn Sie beides anderswo nicht besser zu finden wissen.“ Sie aber drückte tief beschämt das Gesicht zum hochwogenden Busen nieder und schwieg; und als ich sie heimlich fragte, ob sie mir, meines wahrlich gut gemeinten Anerbietens wegen, zürne, wendete sie sich, durch stille Thränen lächelnd, zu mir und erwiderte den Kuß, den ich auf ihre schwellenden Lippen ihr drückte, mit dankbarer Hingebung.

Sie ward zwar nach einer Weile wieder heiterer, und begann in ihrer vorigen Weise zu scherzen, aber der Scherz war er

zwungen, und wenn er gleich eher Leicht-
sinn, als leichten Sinn verrieth, so blickte
doch der geheime Kummer, der ihr das
Herz drücken mochte, nur zu deutlich vor.

Es sind doch arme Wesen, die Mädchen,
dachte ich bei mir, und war einsylbiger und
stiller. Die Nichte und die Blondine, beide
hatten ihre Herzen an Männer verschenkt,
die diese Anmuth, diese Reize, diese Zaubersü-
ßen Blüthen, mit bübischer Tücke brechen
wollten oder schon gebrochen hatten. Ich
machte meinem Unmuthe Luft, und zog auf
unser Geschlecht los, das dem weiblichen
wahrhaftig an Tugend und Rechtlichkeit, in
der Regel weit nachsteht, und selten der
Liebe werth ist, von der sich die schwache
Gutherzige bethören läßt.

Meiner Nachbarin zur Linken mochte
die harte Anklage der Männer im Munde
eines Mannes selbst, etwas sonderbar vor-
kommen; sie hatte, von sittiger Bescheiden-
heit befangen, die ganze Zeit bis jetzt, wort-

den Postwagen schon verlassen; wollte ich also helfen, mußte es bald geschehn.

Ich zog die sanft Erglähende dichter an mich, und küßte ihr, zum stillen Zeichen, daß ich für mein Theil wegen des Fehltritts sie zu keiner Kirchenbuße verdammen würde, die Purpurwange, und sagte mit ängstlicher Herzlichkeit „drängt Sie Ihre Lage; so nehmen Sie von mir Rath und Hülfe an, wenn Sie beides anderswo nicht besser zu finden wissen.“ Sie aber drückte tief beschämt das Gesicht zum hochwogenden Busen nieder und schwieg; und als ich sie heimlich fragte, ob sie mir, meines wahrlich gut gemeinten Anerbietens wegen, zürne, wendete sie sich, durch stille Thränen lächelnd, zu mir und erwiderte den Kuß, den ich auf ihre schwellenden Lippen ihr drückte, mit dankbarer Hingebung.

Sie ward zwar nach einer Weile wieder heiterer, und begann in ihrer vorigen Weise zu scherzen, aber der Scherz war er

zwungen, und wenn er gleich eher Leicht-
sinn, als leichten Sinn verrieth, so blickte
doch der geheime Kummer, der ihr das
Herz drücken mochte, nur zu deutlich vor.

Es sind doch arme Wesen, die Mädchen,
dachte ich bei mir, und war einsylbiger und
stillter. Die Nichte und die Blondine, beide
hatten ihre Herzen an Männer verschenkt,
die diese Anmuth, diese Reize, diese Zauber-
füßen Blüthen, mit bübischer Tücke brechen
wollten oder schon gebrochen hatten. Ich
machte meinem Unmuth Luft, und zog auf
unser Geschlecht los, das dem weiblichen
wahrhaftig an Tugend und Rechtlichkeit, in
der Regel weit nachsteht, und selten der
Liebe werth ist, von der sich die schwache
Gutherzige bethören läßt.

Meiner Nachbarin zur Linken mochte
die harte Anklage der Männer im Munde
eines Mannes selbst, etwas sonderbar vor-
kommen; sie hatte, von sittiger Bescheiden-
heit befangen, die ganze Zeit bis jetzt, wort-

los und in sich gekehrt, da' gefessen, und sich schüchtern von mir entfernt gehalten; Jetzt, — meine Rede schien mir ihr Vertrauen gewonnen zu haben — jetzt wendete sie sich zu mir, und bot mir und dem gefallenen Engel zu meiner Rechten, mit gutmüthiger Gastfreundlichkeit, ein Frühstück an. Sie hohlte eine große Schachtel hervor und theilte mir und der Blondine mit verschwenderischer Freigebigkeit mit; ich war hungertg wie ein Wolf. Aber während des Essens übersah ich nicht das silberne Messers besteck, das in der Schachtel lag; nicht die feine damastne Serviette, in der die wollige Torte eingepackt war, nicht das Fläschchen Malaga das in einer englischen Crystall-Carraffine beige packt war. Unsere kleine Wirthin zog während des Frühstücks die Handschuhe von der runden Flaumenhand. Zwei Brillantringe, im neuesten Geschmack gefast, blickten an den niedlichen Fingern; eine dreizeilige Schnur von fast Haselnuß großen

achten Perlen umfloß den schönen Hals, und senkte sich in die Tiefe des verrätherischen Halstuches — aber ihr bei weitem reicheres Geschmeide war das Elfenbein ihrer Zähne, der Purpur ihrer Lippen, der jugendliche Karmin ihrer Wangen, und das Juwelensfeuer ihres dunkeln blauen Auges. Ungeachtet ich, bekanntermassen, vorige ganze Nacht wachend zugebracht, das köstliche Frühstück gab mir neue Kräfte; ich war gar nicht schläfrig mehr. Was doch ein Paar Tröpfchen Nebenblut thun! Wir alle drei wurden auf unserm Postarmesünder-Bänkchen so ausgelassen lustig, als tausend Herren und Damen in diesem Augenblicke, auf ihren weichen Stahlfeder-Divans gewiß nicht waren. Die Brünette aber ward fast empfindlich, als ich unserem harten Postsiße jenen Spottnamen gab, und ich mußte hieraus beinahe vermuthen, daß sie aus dem Postdepartement abstamme, und darum nicht leiden wolle, daß man auf die, in Ketten hängenden Breter unsers heillosen Sitzes, ein bißchen schimpfe.

Als die Blondine auf der nächsten Station abstieg, und sich verabschiedete, küßte ich sie auf den schneeweißen Hals, und warf im albernen Scherz die Frage hin, ob es wohl einem Scharfrichter möglich seyn sollte, einen solch wundervollen, köstlichen Hals mit dem Schwerte zu durchhauen.

Die Blondine band sich lachend die goldigen Ringellocken in die Höhe, und meinte, wenn das einmal geschehen solle, werde sie mich dazu verlangen, wo sie gewiß von mir Pardon zu erhalten hoffe; die Brünette aber legte die Hand vor die Augen, trampfte die Fingerspitzen zusammen, und äußerte, in gemessenen ernstern Worten, ihren Unwillen über solch sinnloses Gerede.

Mit dem liebreichenden Blondchen verließ uns auch der übrige Theil der Gesellschaft; meine kleine Braune und ich blieben allein auf dem Wagen. Sie zog, als sie das Postgeld bezahlte, einen Beutel mit we-

nigstens zweihundert Dukaten heraus; und dabei hatte sie einen so feinen Anstand, eine so gewandte Manier, daß ich mir ihr Fahren auf der ordinairn Post nicht recht zusammenträumen konnte.

Ich äußerte in ferner Beziehung eine Bemerkung darüber; sie hatte, so fein ich es angelegt zu haben glaubte, mich verstanden, und lange nachher erzählte sie mir, daß sie zum erstenmale mit der Post fahre; ihr Bruder habe sie aus der Residenz abholen wollen, allein eines seiner Pferde sey krank geworden, er habe ihr also geschrieben, sie möchte mit guter Gelegenheit zurück kommen, diese hätte sich nicht gefunden, und so habe sie sich entschliessen müssen, mit der Post zu reisen; denn länger habe sie sich in der lärmenden Stadt nicht gefallen können.

„Sie wohnen also auf dem Lande?“

„Ja, und das recht gern; in der Stadt ist es nicht halb so hübsch, als in unserm freundlichen Häuschen.“

„Aber wird Ihnen die Zeit nicht zuweilen lang?“

„Darüber habe ich nie geklagt. Im Sommer — nun da ist es ja bestimmt besser auf dem Lande, als in der Stadt. Unsere Besitzung liegt auf einem kleinen Berge, wir können das Paradies unsers Ländchens weit und breit überschauen; ich führe das Hauswesen meines Bruders, das nicht ganz unbedeutend ist, und unser Garten ist mein trauester Freund, ich besuche ihn täglich; und im Winter, da helfen Bücher und Musikalien aus. Mein Bruder hat mich an meinem letzten Geburtstage mit einem Wiener Flügel überrascht, auf den ich mich jetzt mehr freue, als ich mich bei der Herreise auf das ganze liebe Lager gefreut habe.“

„Ist Ihr Herr Bruder auch musikalisch.“

„Dilettant wenigstens. Seine eigentliche Liebhaberei sind Pferde und Hunde.“

Selbst unsere Karren, Pferde könnten manche Equipage in der Residenz zieren, und Hunde haben wir, — ich weiß selbst nicht einmal, wie viel.“

Ich hatte das zarte braune Mädchen bisher immer Demoiselle genannt. Jetzt merkte ich, daß es ein Fräulein vom Lande war. Ich nannte sie bei der ersten Anrede, „mein Fräulein,“ warf es aber so hin, als ob ich sie vom Anfange an für nichts anders gehalten hätte, um mir keine Blöße zu geben.

„Wie kommen Sie auf die Idee, mich Fräulein zu nennen?“ fragte sie naïv lächelnd.

„Verzeihen Sie, wenn ich es nicht gleich that, und verzeihen Sie, wenn ich mich jetzt irre; ich setzte mir alles, was Sie mir erzählt hatten, zusammen und das Facit machte Sie zum Fräulein; der Landsitz, das weitläufige Hauswesen, Ihre gewählte Erziehung, die prächtigen Pferde, die vielen Hunde.“ —



„Machen denn bei Ihnen zu Lande die Hunde adelig?“ sagte sie etwas beißend: und könnte ich darum nicht weniger oder mehr seyn, als ihr vermeintliches Landfräulein?“

Weniger war sie nicht; denn in der Betonung der letztern Worte lag ein Stolz, den der nur fühlen konnte, der das interessante Mädchen sah und hörte. Sie war bestimmt mehr. Ihr Inneres war bei dem Gespräche aufgeregert; dieser Punkt schien ihre empfindlichste Schwäche zu seyn. Zu der „Demoiselle“ hatte sie geschwiegen, weil ja auch Prinzessinnen Demoiselles genannt werden können. Das „Fräulein“ hatte sie beleidigt. Die lieblichste Brünette, die diesen ordinären-Postwagen in jeder Hinsicht so extraordinair machte, war eine Gräfinn. Ich wußte nicht, wo ich meine Augen gehabt hatte; jeder Mensch, der nur eine Idee von dem Bilde einer jungen, fast überzarten Grafentochter hat, mußte diesem reizenden Kinde, die Gräfinn gleich beim ersten

Blicke ansehen. Der Postwagen that gar nichts zur Sache; habe ich doch eine Fürstin auf einem Feiterwagen, mit einem blinden Pferde, auf einen kleinstädtischen Jahrmarkt kommen gesehen; warum sollte nicht einmal eine junge Gräfin auf den tollen Einfall kommen, einen ordinairn Postwagen zu versuchen. Solchen alten Malaga, als sie zum Frühstück credenzte, hatten hundert Reichsgrafen nicht im Keller; und was mir völligen Aufschluß in der Sache gab, war eine gebratene Ente. Sie mußte von sehr altem Geschlechte seyn, nehmlich meine braunslockige Reisegefährtinn, denn die Ente war in das Couvert eines Pakets eingewickelt, was wahrscheinlich an den Bruder der Gräfin adressirt gewesen war, ein Stück des Couverts war abgerissen, ich las bloß:

„Meister Graf“

Also war der Bruder meiner schönen Entens-See entweder Ritt, Oberhof, oder Oberforstmeister; im Innern des Couverts las ich

das Wort „Kabenstein“ Ein ehemaliger Universitätsfreund von mir war der Graf Kabenstein, der mir oft im Scherz, denn er lachte über alle Standesvorrechte, erzählte hatte, seine Familie sei die älteste im Rheingau. Am Ende war mein damaliger akademischer Freund der Bruder selbst; nur wußte ich nicht, wie dieser aus dem Rheingau hierher gekommen seyn sollte; doch, was ist jetzt in den Zeiten der möglichen Unmöglichkeit, nicht alles möglich?!

„Gräfinn“ hob ich devot an, und wollte einen recht artigen Sermon beginnen; aber die Comtesse lachte mir gerade in das Gesicht; ihr Incognito war verrathen, sie that das beste, sie machte gute Miene zum ver-spielten Spiele. Dies lag in ihrem frivolen Lachen.

„Sagen Sie,“ sie kicherte, sie bog sich krumm, sie trampelte vor Lachen mit beiden Füßchen auf dem Boden des Postwagens,

„sagen Sie, wo haben Sie die Gräfinn in mir herausgefunden?“

Ich war von dem muthwilligen Mädchen so verblüfft, daß ich recht einfältig antwortete, „in der Ente!“

„Aus welchem Lande sind Sie? bei Ihnen machen Hunde die Menschen zu Edelleuten, und Enten die Edelleute zu Grafen!“

„Ich kann ihnen alles erklären.“ Ich holte die Ente aus der Schachtel und zeigte ihr die Adresse. Sie lachte, ward roth, verlegen und stille. Jetzt hätte ich schweigen sollen; aber mein Stolz über meine Entdeckungen trieb mich weiter. „Oh!“ sagte ich triumphirend, „ich weiß noch mehr. Ich darf Ihnen nur das Wort Rabenstein nennen.“

Die Gräfinn ward auf einmal ernst, sehr ernst. Sie sprach kein Wort. Nach einer Pause trat ihr eine Thräne in das sanfte, blaue Auge.

Ich erschrak. Wehe thun hatte ich ihr

nicht gewollt. Rabenstein hieß sie nicht, das merkte ich; denn wie hätte ihr Name sie so verstimmen können; wahrscheinlich war ein Graf Rabenstein ihr unglücklicher Geliebter. Ich mußte meinen dummen Streich wieder gut machen, und nebenbei dem Geheimniß ihres Herzens näher kommen.

Ich knüpfte die Unterhaltung wieder an. Die Comtesse, vorher so ausgelassen lustig, blieb einsilbig und verstimmt. Ich brachte das Gespräch auf die Zeit der Jugend, kam so auf meine Universitätsjahre, und erzählte über eine Viertelstunde, ein Breites von meinem Grafen Rabenstein aus dem ältesten Hause des Rheingau's.

„Was wollen Sie mit Ihrem Grafen Rabenstein?“ fragte die Gräfin halb lachend, halb sinnend.

„Offen heraus, Comtesse, im Innern des Entenbraten-Umschlags las ich das Wort, „Rabenstein.“ Anfänglich hielt ich Sie daher für eine Gräfin Rabenstein; das Ge-

schlecht ist alt, sehr alt. Meine Vermuthung kann Sie nicht beleidigt haben; als ich aber den Namen nannte, und Sie auf einmal so ganz verändert waren, Ihre frohe Laune Sie so ganz verließ, da vermuthete ich, was ich auch noch glaube, daß ein Rabenstein Ihrem Herzen — Kennen Sie vielleicht meinen Rabenstein aus dem Rheingau?“

„Nein, den Ihrigen nicht. Aber“ — sie brach schnell ab, verbiß mit dem Aber eine sehr wehe Empfindung, und fragte — „Haben Sie weiter nichts gelesen in dem Blatte?“

„In der Enten-Envelope? kein Wort weiter, keine Sylbe.“

Sie lächelte wieder etwas freundlicher. Ihr Frohsinn, ihre vorige muthwillige Laune, ihr sanfter Scherz, ihre wiedergekehrte Freundlichkeit — alles mahlte sich in dem zauberischen Gesichtchen so sprechend. Sie brauchte kein Wort zu reden und man verstand sie.

Das, das war das Mädchen, von dem meine Tante gewahrsagt hatte, ich würde es finden, ohne es zu suchen. Die Nichte war es nicht, denn diese hatte ich ja eigentlich doch gesucht. Die Blondine war es auch nicht. Die war, sammt ihrem Besuch im liebetranken Herzen, und sammt ihrer neuen Geseßgebungsfucht, dem schuldlosen Leben ja eigentlich schon verfallen! Die Nichte war recht sehr hübsch; die Blondine auch; aber die Gräfinn war schön. Für die Nichte hätte ich einen Finger, für die Blondine Haab und Gut, für die Gräfinn mein Leben wagen können. Ach, warum war das braunlockige Mädchen — Gräfinn!

Wir hatten eine lange Weile still neben einander gefessen; Jedes in sich gekehrt, in unserer eigenen Tiefe verloren.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie endlich mit gutmüthiger Theilnahme. „Sie waren vorhin so — so ausgelassen, daß ich Sie fast für indiskret zu halten anfing, und jetzt

— ein ganz anderer Mensch sind sie geworden.“

Mein Herz wallte über. Ich ergriff ihre kleine Hand, in jedes Grübchen drückte ich einen glühenden Kuß. „Ach, wär' ich doch ein ganz anderer Mensch!“ rief ich aus, und begegnete dem seelenvollen Blicke ihres schwärmerischen, großen Auges.

„Ein ganz anderer Mensch? wie verstehen Sie das?“

„Ach, die — ich legte meine Stirn auf ihre Hand, um das Urtheil über meine Kühnheit nicht in ihren Augen zu lesen, — ach, die verdammtten Vorurtheile des Standes!“

„Wohl haben Sie ein wahres Wort gesprochen,“ sagte Sie sehr ernst und bedeutend, „die verdammtten Vorurtheile des Standes!“

Ich blickte jetzt kühner auf. Ich sah ihr in das Auge. Es schwamm in Thränen.

Liebte die Räthselhafte einen andern Bürgerlichen, oder gehörte diese Thräne mir?

„Warum legen Gesetze,“ fuhr sie traurig und sehr ernst fort, „warum legen Gesetze, warum legen alte Vorurtheile, die wahrlich nicht mehr dem Zeitgeiste entsprechen, dem Herzen Fesseln an, die keine Macht der Welt zersprengen kann, Fesseln die den Gefühlvollen bis zum Tode belasten!“

„Keine Macht der Welt?“ — fiel ich ihr in das Wort: „der Starke zerbricht alle Fesseln, und — edles Mädchen, in Ihrer Seele liegen Kräfte, deren Stärke Sie vielleicht selbst nicht kennen. Keines, himmlisches Mädchen,“ — ich sank zwischen den Poststücken zu ihren Füßen, ich umfaßte ihre Kniee, ich barg mein Gesicht in ihrem schönen Schooße —

„Stehen Sie auf,“ sagte sie blittend und überrascht, „ich bin hier in der Nähe meiner Heimath, wie leicht könnte uns ein Bekannter begegnen, und was würde die Welt von mir und Ihnen sagen, wenn man Sie zu meinen Füßen erblickte!“

„In der Nähe Ihrer Heimath?“ fragte ich, von der Furcht, mich dann bald von ihr trennen zu müssen, hoch aufgeschreckt.

„Dort oben ist unsere Wohnung,“ sagte sie, und wies auf ein Gebäude, das meinem etwas kurzen Gesichte, wie ein großes neues Schloß vorkam. Die sinkende Sonne vergoldete die Fenster der gräßlichen Villa. |

„Also nur noch einige Augenblicke an meiner Seite? Ach lassen Sie die Welt, Welt seyn. Liebe kennt keine Conventienz, keine Latirbäume des Standes. Liebe ist in der Brust des Galeeren-Sclaven, wie in der Brust der Weltenbeherrscher, sich immer gleich.“

Jetzt war nichts mehr zu versäumen. Ich zog ihre Hand an meine Lippen, ich schlang meinen Arm um ihren Nacken, ich lehnte das leise sich sträubende Mädchen an meine Brust, ich bedeckte Haar, Stirne, Augen, Wange und Mund mit tausend Küssen, ich hing minutenlang an den würzigen Lip-

pen der zauberischen Gräfinn; da rief eine Bassstimme einen dröhnenden: „Guten Abend“ in den Wagen. Ein paar furchtbare Hunde schlugen an, daß es drüben am gräflichen Schlosse widerhallte.

Die Gräfin sprang halb todt aus meinen Armen, sie faßte sich schnell und sagte freundlich: „guten Abend, Matthes.“

Ich traute meinen Augen kaum. Es war ein baumlanger Kerl mit einem zweirädrigen Karren, den Winde und Strick schaunderhaft, aber deutlich bezeichneten.

Die Gräfinn nahm ihre Schachtel, bot mir mit einem Blicke, in dem die ganze Auflösung ihres Systems über Standesvorurtheile lag, glückliche Reise, stieg ab, setzte sich auf das schreckliche Kabriolet, und fuhr nach Hause.

Vor einigen Wochen machte ich jene mir unvergeßliche Reise wieder.

Am Todtenhügel der Nichte blühten Weilchen und Tausendschön. Sie war von dem Wüstling ihrer Liebe betrogen worden; ein starker Blutsturz hatte ihr Leben geendet. Die Mädchen des Orts hatten ihr Grab mit Blumen umpflanzt.

Das nächste Städtchen beehrte ein gräßliches Fest. Eine Kindesmörderin ward abgethan. Als Fremder hatte ich die Ehre, auf dem Rabensteine, im Blutkreise, einen Platz angewiesen zu bekommen. Die arme Sünderin wurde gebracht. —

Es war' die Blondine.

Nach der Hinrichtung kam meine Bräutete auf mich zu; an ihrer Seite der furchtbare Mann, mit dem Richterschwerte unter dem rothen Mantel. Sie stellte mir in ihm den Wafenmeister Graf, als ihren jetzigen Gatten vor.

Nir ward bei dieser großen Präsentatt-

on, eiskalt im ganzen Gesichte. Ich machte die Augen unwillkürlich zu, denn es war mir, als ob mir schon die Schlafmütze über die Nase gezogen würde.

Sonderbar! Die Nichte hatte der liebe Gott zu sich genommen; die Braunlockige holte der Henker; die Blonde der Teufel; und ich — ich habe noch immer keine Frau.

Der Giftmord.

Unweit einer großen Stadt hatte ein vor-
maliger Armeelieferant, Herr Meerbach,
sich ein Bauerngut im Dörfchen Wiesenfließ
gekauft, um dort sein äußerst beträchtliches
Vermögen zu genießen. Er hatte weder Frau
noch Kind; aber eine Menge hübscher Kin-
der im Hause. Die gekaufte Bauernhütte
hatte er weggerissen und an deren Stelle et-
nen ländlichen Pallast hingebaut, der an Ge-
schmack und Reichthum seines Gleichen im
ganzen Lande suchte. Fast wöchentlich kam
ein Schwarm seiner Freunde, aus der Stadt
zu ihm heraus, die mit ihm jagten, zechten,

und den jungen Bauerweibern und Dirnen, in den kurzen, glockenfunden Faltenröcken, den Hof machten. Das alles, besonders der letztere Punkt, verdroß die Bauern und Knechte. Das ganze Dorf konnte den Herrn Meerbach nicht leiden. Kein Mensch wußte recht, wo er seine Schätze herhabe. Im Kriege, hieß es allgemein, sollte er sie sich verdient haben. Wie man im Kriege sein Hab und Gut verlieren und bettelarm werden könne, darüber hatten die armen Wiesenfließer wohl sattsame Begriffe; wie es aber möglich sey, im Kriege reich zu werden, das ging über ihren Horizont.

Zufällig hatte man die Idee in Umlauf gebracht, Herr Meerbach habe seine Thaler nicht auf rechtem Wege erworben. Die Klatschgevattern des Dorfs setzten dazu und davon, bis man sich endlich einander allgemein ins Ohr raunte, Herr Meerbach habe einen bei ihm einquartirten Offizier, wie sie es nannten, abgemurkelt, habe bei diesem eine

Menge Geldsäcke, die dieser als Beute mit sich geführt, vorgefunden, und sei aus seinem früheren Wohnorte hierher geflüchtet. Sobald man nur erst mit diesem Gerüchte ins Meine war, erklärte sich das übrige von selbst.

Herr Meerbach kam in keine Kirche, weil er nicht das Herz hatte, vor Gottes Altar zu erscheinen. Er trug immer den Hut tief in die Augen gedrückt, weil er den Blick der Menschen scheute. Er lebte in ewigem Sauf und Braus, weil er, wie sie sich ausdrückten, seine Gewissensbisse damit übertöbern wollte. Kurz alle diese Symptome galten der christlichen Gemethe für baare Münze; sie deuteten sie alle auf ein offenbar schweres Verbrechen, das auf der Seele des Herrn Meerbach lastete. Dazu kam die Erinnerung an das Sprichwort: Gleich und Gleich gesellt sich gern, welches bald auf die Stadtgesellschaft paßte, die, wenn sie einmal auf das Land kam, ihr tolles Wesen

ohne Zaum und Zügel trieb; bald auf die Mädchen des Hauses, die in den Augen der Bauern nicht recht kapitelfest zu seyn schienen. Mit einem Worte, die Bauern trauten dem Herrn Meerbach nicht, und beeiferten sich um die Wette, ihm allen erdenklichen Tort und Dampf anzuthun. Die Alten trieben des Nachts ihr Vieh auf seine Wiesen und ließen von diesem seine neu aufgeworfenen Feldgräben recht absichtlich zertreten, und die Jugend begnügte sich nicht mit der heimlichen Plünderung seiner Obstgärten, sondern zerknickte noch obenein, mit hämischer Freude, die Zweige, zerbrach die Kronen seiner, an sich einzigen Obstbaum-Pflanzungen und zog oft in einer Nacht mehrere hundert Bäumchen aus seinen Schulen.

Herr Meerbach ärgerte sich wohl, ob solchen argen Schabernacks die Galle in den Magen: allein in der Mitte seiner blonden, braunen und schwarzen Hausgenossinnen, und an der Tafelrunde seiner fröhlichen Stadt-

gäste, vergaß er dann bald wieder die Unthaten seiner heillosen Dorf-Nachbarn, und machte ihnen nicht einmal die Freude, sich es merken zu lassen, oder ihnen in der Amtsstube deshalb den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Da seht ihr wieder das böse Gewissen, riefen die tückischen Bauern. Wenn er nur rein unterm Brustlätze wäre, würde er wohl mit uns anbinden; aber so fürchtet er die Amtsstube wie die Hölle, weil er denkt, man werde ihm dort, wegen seines frühern Wandels, ein bißchen nebenbei mit auf den Zahn fühlen und ihm die Künste abfragen, wie er zu solchem Reichthume gekommen, um sein sündiges Leben so nach Gefallen zu führen.

An allen Gerüchten ist immer etwas Wahres. In wie fern dieser fast allgemeine Grundsatz sich im vorliegenden Falle bewährte, beweißt der Verlauf dieser, übrigens nicht erdichteten Geschichte.

Eines Tages fuhr der Bauer Martin

mit einem Fuderchen Holz, was er vorige Nacht dem Herrn Meerbach aus dessen Park gestohlen hatte, nach der Stadt zu Markte.

„Seid Ihr nicht aus Wiefensfließ?“ fragte ihn dort ein junger Mann, und gab ihm, auf die bejahende Antwort, einen Brief an Herrn Meerbach, mit der Bitte, ihn ja gleich, so bald er zu Hause komme, an den Herrn Empfänger abzugeben, weil etwas sehr Dringendes darin stehe. Martin versprach es und steckte den Brief in die Tasche.

Auf dem Heimwege nahm er des Schulmeisters Sohn, einen Knaben von 11 bis 12 Jahren mit nach Hause. Martin bog an dem Briefe links und rechts. Ihn aufzumachen, getraute er sich doch nicht recht: aber er hätte vor sein Leben gern gewußt, was darin stand. Der junge Mann, der ihm den Brief gegeben hatte, war ein Bekannter von Herrn Meerbach; er hatte ihn oft schon draußen in seinem Dorfe gesehen, und daher mochte dieser ihn auch für einen

Wiesenfließener erkannt haben. Er hatte den Brief so dringend gemacht; darin mußte etwas Wichtiges stehen. Er bog ihn etwas aus einander und erblickte wohl Schriftzüge darin: allein er konnte Geschriebenes nicht lesen. Zum Glück saß das Schulmeisterkind, ein gelehrtes Genie, auf seinem Holzwagen; das ließ Martin in die auseinander gebogene Brieffspalte gucken, und das las: — Was für — Gift — Leiche auf den Wagen — lustig seyn —

Mehr konnte das Auge des kleinen Inquisitors nicht erspähen: aber mehr brauchte Martin auch nicht; denn das Billet sagte ja deutlich, daß jemand vergiftet werden sollte, daß man die Leiche zu ihm heraus bringen und dabei recht lustig seyn wollte.

So lange war Martin zu Fuße neben dem Wagen gegangen: jetzt setzte er sich auf und fuhr in gestrecktem Trabe nach Hause; denn der Brief brannte ihn in der Tasche.

Er eilte zum Schulzen, erzählte, was

das Kind gelesen hatte, und legte den Brief feierlich nieder. Der Schulze betief in aller Eile und ohne das geringste Aufsehen, die Gemeine, trug den Fall vor, und erhielt einstimmig den Auftrag, den Brief zu öffnen, um endlich einmal Licht über den räthselhaften Herrn Meerbach zu bekommen.

Wirklich hatte sich diesmal die dumme Kommun nicht geirrt. Das Billet lautete folgendermaßen:

Liebes Brüderchen!

Zum Kaffee kommen wir nicht. Der Major, ein Opfer der Kabale, muß erst fallen. Der lebendige Satan, der kalte Wurm ist mit von der Parthie. Um halb acht Uhr wirckt das Gift; um neun Uhr schafften wir die Leiche auf den Wagen. Du wirst den Todten schon unterbringen. Ich hoffe, wir werden recht lustig seyn. Sorge nur für Champagner, daß der alte Müller sein gemordetes Kind vergift. Wenn Kalb den Schreck mit den, ihm auf die Brust ge-

festen Pistolen verwinden kann, so kommt er mit. Morgen früh ist bei Dir Scheibenschießen. Wir grüßen Dich!

• Dein

treuer Freund.

Ueber die Kabale, den kalten Wurm und den Champagner konnten sie anfangs nicht einig werden. Einige lasen das Wort Kabale für Kanaille; den Champagner für Campagne, andere für Kompagnie; andere fürchteten den Lindwurm des Ritters St. Georg; endlich erklärten sie es für Wörter aus der Spießbuben-Sprache, die unter Leuten des Schlages, ja gäng und gäbe seyn müsse. Ubrigens lag es doch nun klar am Tage, weiß Geistes Kinder Herr Meerbach und seine Spießgesellen waren, und jetzt wurden denn die lebhaftesten Verathungen gepflogen, was nunmehr in der Sache zu thun sey. Nach vielen Erwägen traf denn endlich der Schulze folgende Verfügung.

Martin stellte sich mit zwölf handfesten Burschen, bewaffnet mit Stangen, Mistgabeln und Sensen, Abends gegen neun Uhr in den Elsenbusch, den die Giftmörder auf dem Wege aus der Stadt nach Wiesenfließ passiren mußten. Alle sollten sich mit Stricken versehen, um die Bande zu binden und sie dann vorerst in das Dorf zu transportiren. Zu gleicher Zeit sollten zwanzig andere Mann, unter Anführung des Dorffschmids, das Haus des Herrn Meerbachs besetzen, letztern selbst gefangen nehmen, und ihn, gleichfalls gebunden, in das Haus des Schulzen bringen. Ein Theil dieser Mannschaft aber sollte als Observations-Chor im Meerbachischen Hause bleiben, und sich der Wamsells versichert halten, deren gründliche Verhör und Confrontirung mit der Bande, vielleicht von der Gerichtsbehörde für nöthig erachtet werden dürfte. Er selbst, der Schulze, ließ sich seinen Ackergaul, den im Dorfe unter dem Namen des schwarzen Husaren bes

Kannten Parabeur satteln, und eilte in die Stadt, um dem Gerichtshalter Meldung zu thun, und sich nähere Verhaltungsbefehle einzuholen. Den Brief nahm er mit.

Er ritt den Fußsteig, um desto mehr Zeit zu gewinnen; daher konnte er der Mordbande mit ihrer Leiche nicht begegnen, welche die große Straße gefahren kam.

Unglücklicherweise saß, nicht weit von der Stadt, ein liebendes Pärchen im Accazienbusch, an dem der Weg des Schulzen vorbei lief. Die Dame spielte mit ihrem ausgespannten Sonnenschirm und drehte ihn mit städtischem Muthwillen, dem vorbei reitenden Schulzen entgegen. Der schwarze Husar, dem in seiner Lebenspraxis wenig solcher vielfarbigen Sonnenstrahl-Ableiter vorgekommen seyn mochten, prellte unvermuthet von der Seite, bäumte kerzengrade in die Höhe, sprang gleich darauf auf die Vorderfüße, und feuerte mit dergestaltiger Schnellkraft hinten aus, daß der Wiesenfließer Großin-

quisitor drei Ellen weit in die Accazien plumpte. Das Pärchen, seiner Schuld am Vorfalle wohl bewußt, flüchtete eilend, um sich dem Hagel von Fluch- und Schimpfwörtern, mit denen der Entfattelste in ungemessener Rede, seiner ergriminten Brust Luft machte, in Zeiten zu entziehen, und der Acker-Paradeur flog in gestrecktem Laufe nach der geliebten Heimath zurück.

Der Statthalter vom Wiesenfließ war auf den Bauch gefallen. Er konnte kaum athmen, so drückte es ihn auf den, kurz vorher mit Speckklößen ausgepflasterten Magen. Er verwünschte sein Amt, den Herrn Nachbar Meerbach, den kalten Wurm und die Majorsleiche, und wand sich mit tausendfältiger Mühe aus den Accaziendornen, die ihm durch die gelblederne Hülle seiner untern Potentaten-Hälfte gedrungen waren. Ein Feszen seines kalemantnen Brustlages blieb, als ewiges Wahrzeichen, unter den blühenden Trauben des erotischen Buschwerks hängen,

und sein filziges Dreieck war nirgends zu finden. Geschädigt, zerrissen und baarköpfig, den schwarzen Husaren, an der friedlichen Krippe vermuthend, ging er nun, bitterböse zur Stadt, beschwichtigte die aufrührerischen Klöße, im ersten Schnapsladen, durch ein Churfürstlich Wagenwasser, und berichtete das crimen attentatum, dem höchlich erstaunten Gerichtshalter in ziemlicher Breite. Den Brief, das wichtige Aktenstück in diesem hochnothpeinlichen Handel, hatte der Schulze, trotz des Parasolsturzes gerettet. Der Gerichtshalter machte in unglaublicher Geschwindigkeit sein Uberschlägeln wegen der Prozeßkosten, Sitz- und Akungsgebühren, die bei dem erwünschten Vorfalle liquidirt werden mußten; sandte gleich, wegen Obduction des Major-Kadavers, zum Kreis-Physikus, und fuhr mit diesem, dem Chirurgus und dem Schulzen, den nöthigen Federn, einem halben Rieß Papier und einem Quart Tinte, behufs des aufzuneh-

menden Visum repertum und ersten summarischen Protokolls, zum Thore hinaus.

Der Schulze saß, nach den Regeln der Höflichkeit, rückwärts. So lange er lebte, war ihm das noch nicht widerfahren. Es ward ihm schwarz und weiß vor den Augen; die ganze Gegend um ihn herum, tanzte und wirbelte in einem Kreise; er verbiß mit Mühe sein Uebel und Weh. Ein nie gekannter Schwindel trieb ihm den kalten Angstschweiß auf die Stirne; er dachte, es wäre sein Letztes. Die Natur war stärker, als sein gewaltiger Respekt vor dem, ihm gegenüber sitzenden Halsgerichte. Die Kldschchen, seit dem Wurf vom schwarzen Husaren, einmal in schiefe Richtung gekommen, gingen den Krebsgang. Der überraschte Schulze kredenzte sie, wider seinen Willen, in den Schoos des Herr Gerichtshalters. Doch wir lassen sie beide das mit einander abmachen und wenden uns zu dem Pifet am Eisenbusch.

Als des Schulzens Kappe, vom Lustwandler gescheucht, mit dem Kopfe auf der Brust, ohne Reiter, wie ein wildes Ungethüm durch das dunkle Dickicht hergesprengt kam, und an der Lungensucht längst schon leidend, röchelte, daß man bei der Abendstille es weithin hören konnte: da dachte die Eisenbusch-Besatzung, es wäre der lebendige Teufel. Sie nahm einstimmig Reißaus. Mit unsäglichlicher Mühe brachte sie Martin, der Tapfere, zum Stehen. Er redete sie an wie ein Feldherr, schlingelte sie herunter, daß sich einer vor dem andern schämte, und führte sie endlich in ihr angewiesenes Eisenversteck zurück. In diesem Augenblicke kam die Giftmörder-Bande: allein die Eisenhelden waren einmal durch den schwarzen Husaren entmuthiget. Martin kommandirte zum Angriff. Biere sollten den Pferden in die Zügel fallen; zwei den Kutscher harzelnren und die übrigen sechs den Wagen in Beschlag nehmen: aber keiner griff an; keiner

gab einen Laut von sich; der Wagen fuhr vorbei und nun erst brachte Marschall Martin seine Division aus dem Busche. Jetzt kam der Muth wieder; alle liefen hinter drein; alle schrieten wie Besessene. Die Pferde vor dem Wagen wurden scheu; die Fahrenden glaubten von Straßenräubern angefallen zu werden; einer griff nach seiner Büchse und schoss. Alle zwölf hörten die Kugel über sich wegpfeifen, sie streifte Martin dem dreizehnten, welcher der letzte war, den Hut. Dies schneidende Pfeifen war die Lösung zur Flucht. Alle machten Rechts um kehrt euch! ohne Kommando, und liefen, Martin an der Spitze, in die Eisen zurück.

Jetzt rollte wieder ein Wagen in der Ferne. Der Schulze hatte, wie alle Oberbefehlshaber zu thun pflegen, den Operationsplan für sich behalten: sie wußten also nicht, daß Er die Justiz zu Wagen mitbringen werde. Natürlich vermutheten sie, der zweite gehöre zu dem ersten, und Martin nahm,

in aller Geschwindigkeit, die Kraft seiner Beredsamkeit zusammen, um seinem Kommando begreiflich zu machen, daß, wenn sie nur recht rasch alle, mit einem Male über Pferde, Kutscher und Wagen herfielen und ohne Weiteres darauf losschlugen, die Fahrenden gar nicht zur Besinnung kommen könnten, und daher von Gegenwehr durchaus nichts zu fürchten wäre. Die Sache ließ sich hören, das Kommando versprach seine Schuldigkeit zu thun und hielt Wort. Mit einem höllischen Geschrei stürzten die Bauerbengel aus dem Busche hervor und knittelten, unter dem Schutze der Dunkelheit, ihren Herrn Gerichtshalter, ihren wackern Schulzen, den Kreis-Physikus und den Chirurgus, in wenig Minuten dermalen durch, daß diese ihren Geist aufzugeben gedachten. Erst als sie das Zetermordio der windelweichgeschlagenen Justiz und die derben Flüche, in denen sich der Schulze rein aussprach, vernahmen, und beide an ihren Stimmen

erkannten, schlich sich einer nach dem andern in den Busch zurück, und der Kutscher, dem bei der Affaire gar nicht wohl zu Muth gewesen war, und bei Gelegenheit auch einige Nebenreflexionen über die Nase bekommen hatte, fuhr, so bald er seine Pferde frei sah, in vollem Trabe dem Dorfe zu, so daß die Frevler unerkantet blieben.

Der Schulze wußte wohl, woran er gewesen war; aber da der Herr Gerichtshalter die besten bekommen hatte, war er kein Narr, zu sagen, daß er selbst das Kommando in den Busch gesteckt habe, sondern rückte mit der Vermuthung heraus, daß diese Straßenräuber ganz bestimmt zur Bande des Herrn Meerbach gehörten.

Martin, so bestürzt er anfangs über den verdammtten Mißgriff war, mußte am Ende mit seinem Piket doch lachen, daß das Ding so gekommen war; denn der Gerichtshalter und der Schulze hatten es, nach ihrer Meinung, schon lange an ihnen ver-

dient. Nur der Gregorius und das Kreis-
 Vieh, wie sie den Chirurgus und den Kreis-
 Physikus nannten, bedauerten sie aufrichtig;
 denn diese waren wirklich dazu gekommen,
 wie jener zur Ohrfeige. Doch da sie einmal
 ihre Klappse weghatten, so war nun bei der
 Sache weiter nichts zu thun, als den ganzen
 Vorfall zu verschweigen: das versprachen
 sie denn alle hoch und theuer, und zogen
 nun in verschiedenen einzelnen Truppen nach
 dem Dorfe zu, um zu sehen, was der
 Schmied mit Herrn Meerbach, den unter-
 dessen angekommenen Fremden und dem
 todtten Major angefangen habe.

Dieser hatte seine Sache besser einge-
 säbelt. Herr Meerbach war verhaftet, die
 Bande mit Stricken gebunden und die Nam-
 fells geknebelt, aber die Leiche nirgends zu
 finden.

So bald nur bei dem Gerichtshalter
 der erste Schreck sich gelegt und durch un-
 ausgefetzte Branntwein-Umschläge, der kleine

Blutstrieem sich gesetzt hatte, der ihm von einem Ohrläppchen zum andern quer über das Gesicht geschlagen war, schritt er mit heiligem Amtseifer, bei offenen Thüren, zum Verhör. Das ganze Dorf hatte sich heran gedrängt.

Herr Meerbach ward zuerst vorgeführt.

Er wollte sich über die ihm widerfahrne unwürdige Behandlung beschweren; allein der Gerichtshalter gebot ihm Stillschweigen, und meinte, das werde sich schon finden: er solle nur antworten, was er gefragt werde. Jetzt wurden ihm denn über den Ursprung seines Vermögens, über die Geschichte mit dem angeblich abgemurksten Offizier, über seinen Umgang mit den Frauenzimmern seines Hauses, über seine Verbindungen mit der Bande und über die schlechten Symptome seines Gewissens, die nöthigen Fragpunkte vorgelegt. Er antwortete ganz kurz:

„Mein Vermögen habe ich durch glückliche Einkäufe bei Armeelieferungen ver-

dient; der erwähnte Offizier ist in meinem Hause, so blutarm gestorben, daß ich die Begräbnißkosten aus meinen eigenen Mitteln habe tragen müssen; die Mädchen in meinem Hause sind vier arme, aber sittliche Töchter meiner Schwester aus Regensburg, die ich zu mir genommen habe, weil ihre Mutter gestorben ist; eine Bande, mit der ich in Verbindung stehen soll, kenne ich nicht; die Kirche lasse ich deshalb unbesucht, weil mir der Prediger unsers Dorfes nicht nach meinem Sinne spricht; und den Hut drücke ich in die Augen, wenn ich durch das Dorf gehe, um die bösen Menschen nicht zu sehen, die mir, ungeachtet ich ihnen nie etwas in den Weg gelegt habe, alles mögliche Ueble aus Absicht zufügen. Aus Liebe zum Frieden habe ich bis jetzt geschwiegen: allein, da ich einmal dieses Punkts erwähnt habe, so bitte ich um gerichtliche Genugthuung.

Der Gerichtshalter freute sich, ob des neuen Prozesses: Weerbach contra die Gemeinde

zu Biesenfließ; entgegnete, daß darüber eine besondere Klage substantiirt werden müsse, und ließ nun den Herrn Meerbach abtreten, um jetzt die Bande zu vernehmen.

Die Städter wurden vorgeführt und ihrer hänsenen Tricots an Händen und Füßen entledigt.

Der Justitiarius erstaunte, als er in dieser Gesellschaft den Kammerrath F..., den Assessor L..., den Ober-Bauinspector H... und vier Schauspieler, lauter ihm bekannte, rechtliche Leute, erblickte.

Alle hatten sich bei dem unvermutheten Ueberfalle des Dorf-Schmieds und seiner Legionen gewehrt, wie die Bären; alle hatten sich mit Ruhm und Wunden bedeckt, und ungeachtet letztere noch frisch bluteten, hatte keiner die Laune verloren; die Sache kam ihnen so lächerlich vor, daß sie selbst ihrem alten Bekannten, dem Herrn Justitiarius, in das Gesicht lachten.

Allein dieser faltete seinen Schattenriß

Er die Amtsmiene, legte den bewußten Brief vor, und fragte:

Wer von den Inhaftirten diesen geschrieben habe? —

Wer der Major, das Opfer der Kabale sey? —

Welcher von ihnen der kalte Wurm genannt werde? —

Wer vergiftet worden? —

Aus welcher Apotheke und welches Gift man genommen? —

Wo die Leiche, die hier untergebracht werden sollen, sich dormalen befinde? —

Ob der alte Miller, der sein gemordetes Kind vergessen solle, unter ihnen sey? —

Von wem, wann und wo dieses Kind gemordet worden? —

Und was es in Ansehung eines Kalbes und den ihm auf die Brust gefesteten Pistolen für eine nähere Bewandniß habe.

Dieser Brief, setzte er hinzu, sey die Veranlassung ihrer sofortigen Arretirung ge-

wesen, und die Inquisiten sollten sich alles weitläufigen Lagnens enthalten, da dies Documentum offenbar wider sie zeuge, auch ihre bei sich habenden Gewehre und ihre widerspenstige Gegenwehr, bei der im Namen des Gerichts unternommenen Verhaftung ihrer Personen, fattsam ihre Scheu vor der jetzt, zum Besten des Gemeinwohls, eröffneten Ergründung ihrer, bisher verheimlichten Hauptverbrechen, darthäten.

Sämmtliche Inkulpaten plakten bei der halsgerichtlichen feierlichen Rede in ein lautes Gelächter aus. Der Kammerrath nahm das Wort:

„Die Gewehre, Herr Gerichtshalter, hatten wir mitgenommen, weil wir uns, wie der vorliegende Brief deutlich besagt, bei unserm Freunde Meerbach auf Morgen zu einem Scheibenschießen gebeten hatten. Gewehret haben wir uns gegen den Angriff des Dorf:Vulkans und seiner Genossen, weil wir als schuldlose Männer einen solchen U-

Verfall nicht im Namen einer weisen Gerichtsbehörde vermuthen konnten, sondern glaubten, mit betrunkenen Bauern zu thun zu haben. Uebrigens wurde heute, wie ich Ihnen durch einen zufällig mitgebrachten Komödienzettel belegen kann, Kabale und Liebe gegeben. Dieser Herr hier machte den Major, dieser den Secretair Wurm, der da den Musikus Miller, und dieser den Herrn von Kalb. Mehr bedarf es wohl nicht, um Ihnen über die schauerhafte Gistmord-Geschichte und die übrigen vermutheten Hauptverbrechen das nöthige Licht zu geben. "

Der Gerichtshalter fiel aus den Wolken. Er erklärte jetzt den Bauern das Mißverständnis, und gab Befehl, die über die Michten des Herrn Meerbach versügte Observation aufzuheben, und die, im übertriebenen Amtseifer, von den Bauern eingeklemmten Knebel zurück zu nehmen. Herr Meerbach selbst, dem der ganze Vorfall unglaublichen Spaß gemacht hatte, erbot sich, dem

Gerichtshalter die Gebühren, deren Verlust dieser laut bedauerte, zu bezahlen, und bat ihn dann zu seiner immer wohl besetzten Tafel. Den Bauern aber gab er Bier und Brantwein, söhnte sich mit ihnen gerichtlich aus, und lebt nun, da sie ihn von ihrem Herrn Justitiarius, als durchaus unbescholten und von allem Verdacht gereinigt, loben gehört haben, mit ihnen in Frieden und Eintracht.

Verfehlte Liebe.

(Keine Erfindung.)

Der junge Graf von Logan hatte die große Tour beendigt, die glänzendsten Höfe Europas gesehen, und sein reines Herz, seinen köstlichen Sinn für das Gute, gerettet. Der Monarch schätzte ihn und bestimmte, ihn im Departement der auswärtigen Angelegenheiten anzustellen; die Monarchin schenkte ihm ihr ausgezeichnetes Wohlwollen, und wünschte, an ihn ihre erste Hofdame, die wunderschöne Baronesse von Eisensfeld zu verheirathen.

then, die ihr, in einer vertraulichen Stunde, ihr Entzücken über den jungen Grafen gestanden hatte. Bei Hofe ist immer ein bereitwilliger Dritter, der dem Vierten dergleichen Allerdurchlauchtigste Aeußerungen, auf eine recht fein gekünstelte Weise, mitzutheilen versteht; aber der junge Graf, in der Hof-Atmosphäre groß gezogen, wich auf ebenso zart gedrechseltem Wege, beiden Anträgen aus, ohne daß er die Huld beider Majestäten verscherzte. Der kleinen Baronesse nur wurmte das Körbchen: es lagen auch so bittere Früchte darin, daß ihr aufwallender Groll ihr nicht zu verdenken war.

Die Monarchin glaubte nämlich seit einiger Zeit bemerkt zu haben, daß das Auge des Serenissimi mit einem etwas zu sichtbaren Wohlgefallen auf der jungen Eisensfeld verweile. Das Mädchen war, das mußte ihm der Meid lassen, ein lieblich reizendes Geschöpf, und auf dem schönen, vollen Halse saß ein kleines Köpfchen, in dem die feine

sten Intriguen ihr Hoflager aufgeschlagen hatten. Dem schwarzlockigen Schlaütköpfchen war die allerhuldreichste Aufmerksamkeit nicht entgangen, mit der es bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet wurde, und um dies glimmende Feuer in der Geburt zu ersticken, hielt die Monarchin am gerathensten, die Baronesse durch eine anständige Verbindung vom Hofe zu entfernen. Der Graf schien ihr dazu der passendste Mann, weil er die Hofgesellschaften nicht liebte, sich überall zurückzog, und also seine künftige Gemahlin ebenfalls vom Courkreise zurück zu halten wissen würde. Jetzt hatte der Graf die Eisensfeld ausgeschlagen. Die Monarchin konnte ihm darum nicht zürnen. Fühlte er doch wie sie. Er liebte die Eisensfeld nicht; sie auch nicht. Aber das Mädchen hatte nun schlimmere Tage bei ihr.

Die Reißbare trug die Launen der Allerungnädigsten nicht lange. Unter dem Vorwande einer schwächlichen Gesundheit, wel-

cher das Hofleben mit seiner Convenienz und Etiquette nicht zusage, bat die Baronesse um ihre Entlassung, die ihr mit Freuden bewilligt wurde. Die Hofleute zerbrachen sich über dem kleinen Starrkopf den eigenen. Niemand wußte die Veranlassung, denn der Vorwand mit der schwächlichen Gesundheit war offenbare Lüge. Das Mädchen blühte wie eine frische Rose. Man sprach einen ganzen halben Tag darüber; als aber eine Straßburger Trüffelpastete auf die Tafel kam, die nach der Versicherung des Obermundkochs 90 Dukaten gekostet hatte, da vergaß man die Baronesse, und sprach nun von der Pastete.

Das Mädchen ging in das elterliche Haus zurück. Eine vom Hofe Entlassene ist in den Augen der Residenzwelt geächtet. Kein Mensch wußte, was die Baronesse verbrochen, aber jeder dichtete ihr ein Vergehen an. Gar bald ward die Dichtung zur Wahrheit umgestempelt, und nun zog sich alles

von der armen Eisenfeld zurück; besonders ließ sich kein Mensch mit ihr öffentlich sehen, denn vielleicht konnte dieß ein Fürster sehen, und wenn dieser das dem Werten, dieser es dem Dritten gesagt hätte, und es wäre durch diese davon Rundschaft zum Hofe gekommen, so hätte man sich für verloren auf ewig gehalten.

Kein Wunder, wenn die Zurückgesetzte, im Gemüth die heiligste Schuldlosigkeit, tief gekränkt, die Menschen verachten, die Welt hassen lernte! Bitterer Unmuth vergiftete ihre Laune, geheimer Groll sprach sich in jedem ihrer Gefühle aus, und wer war nach ihrer Ansicht, von allem dem die erste Ursache? — Der Graf von Logan! Sie setzte sich den Zusammenhang der Veranlassungen, die sie genöthigt hatten, ihre Entlassung zu nehmen, ganz richtig auseinander. Sie schrieb sie nieder in ihrem kleinen Geheimbuche, von dem ich nachher Auszüge liefern werde.

Der junge Graf hatte nicht die entfernteste Ahnung, daß er mit dem Weggange der Baronesse vom Hofe, nur im mindesten Bezug stehe. Er hörte vom Vorfalle sprechen; es freute ihn, daß das Mädchen, in der schönsten Blüthe seines Alters, so wenig Werth auf den Glanz des Hofes, auf den Werth des Ranges gelegt, und sich von einer Existenz losgesagt hatte, die ihm, von Anbeginn an keinen Reiz hatte abgewinnen können. Er fand hierin eine Aehnlichkeit der Gefühle, der Ansichten mit den seinigen, die ihm das Mädchen werth machten.

Bekannt mit der Engherzigkeit der großen Hofwelt, fiel es ihm nicht auf, daß jeder auf die Entfernte sein Steinchen warf. Er gab sich nicht einmal die Mühe, den hässlichen Ausbrüchen der Verläumdung zu begegnen; aber das Mädchen selbst fing ihn an zu interessiren.

Er hatte die Baronesse sonst mehrmals bei Hofe gesehen. Jetzt fand er sie

zufällig in einem kleinen Kreise einer ihr verwandten Familie. Dort war sie die stolze, an allgemeine Huldigung gewöhnte, prächtig geschmückte, von Lüstres und Trümeaux umschimmerte und umflimmerte Hofdame gewesen. Hier war es das niedergedrückte Mädchen, von allen, selbst von den Ihrigen verkannt; in der einfachsten Kleidung saß sie am Nähtisch in einer Gartenlaube, von der sinkenden Abendsonne beleuchtet; aber röther ward ihr die Wange, als der Graf, vom Vater der Familie ihr vorgestellt, mit freundlichen Worten sagte, daß er sich freue, ihre Bekanntschaft hier zu erneuern, daß er ihr Glück wünsche, den Hof mit der Natur vertauscht zu haben, und daß die Natur bei diesem Tausche gewonnen.

In jedem andern Munde wäre der letztere Zusatz eine bloße Schmeichelei gewesen. Der Graf schmeichelte nie, das wußte die ganze Stadt; was er sagte, kam aus dem Herzen heraus. Ach, es that der Ges

kränkten unbeschreiblich wohl, endlich einen Menschen zu finden, in dessen Augen sie nichts verloren hatte. Daß dieser Eine gerade der Graf von Logan war — ein sonderbares Gefühl griff ihr wehmüthig in die wunde Brust. Sie hatte den Grafen hassen wollen; sie konnte es nicht. Der große, schöne Mann, im vollen Reiz der frischen Jugend, hatte sich ihr schon seit dem ersten Tage, als sie ihn bei einer großen Hof-Assemblee sah, unvergeßlich gemacht. Der Ruf seiner gediegenen Kenntnisse hatte ihm ihre Achtung gewonnen, und die sanfte Güte seines Charakters, seine vollendete feine Erziehung, sein unbescholtener Wandel, das seltenvolle herrliche Auge, der leise Zug von lieblicher Schwärmeret — nein! sie konnte ihn nicht hassen. „Was hat er Dir — sagte sie heimlich zu sich selbst — denn auch gethan?“ —

„Kaum daß er dich einigemale gesehen, schießt eine Zweite einen Dritten an ihn ab,

und läßt ihm die Hand der Ungefragten, der kaum Bekannten, mit Hintenansehung aller Delikatesse anbieten. Das war nicht der Weg zu dem Herzen des zartfühlenden Mannes. Dem Grafen war der Hof sammt allem Zubehör zuwider. Du, die erste Hof-Dame der Monarchin, konntest schon darum in seinen Augen keinen Werth, keinen Reiz haben. Er hatte dir dort oben, zwischen kalten Marmorwänden, nie etwas Artiges gesagt, dich nie seiner Aufmerksamkeit vorzüglich gewürdigt. Jetzt sieht er mit Wohlgefallen das einfache Mädchen; der August-Abend erwärmt ihn, und er steht mit offenem Wohlwollen, mit huldigender Achtung vor dir.“

Der Graf blieb den Abend im kleinen Zirkel. Der Familie schien die Auszeichnung, mit welcher der Graf die Gesunkene behandelt hatte, nicht entgangen zu seyn.

Er kam öfter; seine zarte Aufmerksamkeit that der Baronesse wohl. Allmählig

schlich sich der Gedanke in ihre Seele, daß sie dem jungen lebenswürdigen Mann nicht gleichgültig sey. Sie träumte sich ein schönes Glück, sie vergaß den Verlust ihres ehemaligen Hofglanzes; an des Grafen Seite lernte sie die Wichtigkeit äußerer Würde erkennen, und ihren eigenen Werth fühlen. Aber ihr Traum verschwand.

Der Graf verreiste auf eine kurze Zeit, und brachte ein Fräulein vom Lande, als seine Gattin, mit. Die junge Gräfin war die schönste Frau in der Residenz. Ihre stolze Figur imponirte; aber die Güte ihres Herzens, ihre Sanftheit, ihr feiner Weltton, erwarben ihr in Kurzem die unbedingte Huldigung ihres neuen Kreises.

Von diesem Augenblicke an, ging das Lebensglück der Baronesse unter. Sie erfuhr jetzt erst von sich selbst, daß sie den Grafen geliebt hatte. Sie wußte nicht, daß der Graf schon seit Jahren in dem Besiß seiner angebeteten Theresen gewesen war; sie

glaubte, daß er sie jetzt erst habe kennen gelernt, und machte sich nun geheime Vorwürfe, daß sie ihm nicht herzlich genug entgegen gekommen sey; sie sah das Glück des liebenden Paares, sie sah es in einander verschmelzen, und ihr getäuschtes Herz verblutete im Innern. Sie ward bitter gegen die ganze Welt, sie haßte sich selbst, aber sie behielt so viel Kraft des Geistes, Herr ihrer glühenden Eifersucht zu bleiben. Das Geschick legte ihr eine harte Probe auf.

Der Graf hielt sich nur den Winter über mit seiner liebenswürdigen Gattin in der Residenz auf. Im Anfange des Frühjahrs ging er mit ihr auf seine Güter. Therese hatte die Baronesse kennen gelernt, sie hatte das schöne Mädchen mit ihrem stillen Schmerz, mit ihren geheimen Leiden lieb gewonnen. Sie ahnete nicht im Entferntesten, daß sie selbst der Grabstein ihrer Wünsche, ihrer Hoffnungen war. Sie hatte sich oft in traulicheren Augenblicken ihr ge-

nähert, um die kalte Tiefe ihres verödeten Herzens aufzuschließen; sie hatte einigemal mit leisem Finger die tödtliche Wunde berührt, an deren Folgen, in furchtbarer Stille, das Blütenleben der unglücklichen Eisenfeld dahin schwand; sie hatte mit der freundlichsten Schonung die Frage gewagt, ob es nicht hoffnunglose Liebe sey, die ihren zuweilen sichtbaren Mißmuth erzeuge, und auf alles das immer nur ein wehmüthiges Lächeln, ein stilles Kopfschütteln, seltener eine mühsam verhaltene Thräne, zur Antwort erhalten. Therese glaubte jetzt der Dulderin Kummer zu können. Freundschaft, meinte sie, solle ihr das ersetzen, was Liebe ihr genommen. Auf dem Lande, im Schooße der erwärmenden Natur, sollte das Mädchen ihren frohen Sinn wiederfinden, dort sollte die Kraft ihrer Jugend wieder aufblühen. Sie wollte sich enger an das zartfühlende Mädchen anschließen, ihr volles Vertrauen gewinnen und dann das wunde Herz heilen.

Sie theilte dem Grafen den Wunsch mit, die Baronesse mit auf das Land zu nehmen; dem zärtlichen Gatten war der Wille der Geliebten, Gesetz: er willigte um so lieber in den Vorschlag, als ihm der Umgang des gebildeten, sittlichen Mädchens immer willkommen gewesen war, und so fuhr denn die himmlisch gute Therese zur Baronesse, um ihr den Antrag zu machen. Vor Kurzem hatte sie von ihr, auf freundliche Bitte, das schwesterliche Du erhalten. Die Baronesse war durch die Einladung überrascht, so überrascht, daß sie sich wegwandte, den Blick zu den Wolken erhob, die Augen mit der Hand bedeckte, und halb leise ausrief: „auch das noch?“ Doch sammelte sie sich schnell wieder, und schlug die Einladung, mit weit'gesuchten Gründen, aus. Allein Therese ließ sich nicht abweisen; sie bat mit so bezaubernder Güte, daß die Baronesse wankend wurde, und als sie hinzusetzte: „Mina, schlag mir es nicht ab, mein Mann

wünscht recht herzlich, daß Du uns begleitest," da entgegnete die Betroffene, „ich komme, aber“ sagte sie sinnend und langsam: „es wäre vielleicht besser, ich käme nicht!“

Therese hob die bedeutenden, dunkeln Worte auf. Sie verstand sie nicht, aber sie fühlte sich erschüttert durch sie, ohne zu wissen, warum.

„Auch das noch“ hatte sie gesagt, und „es wäre vielleicht besser, wenn ich nicht käme?“ — was wollte sie damit, fragte sich Therese, als sie zu Hause fuhr. „Sollte sie vielleicht?“ — Sie hatte den Faden in dies labyrinthische Dunkel schon beinahe in der Hand, aber zum Glück für das liebende Weib riß er, und knüpfte sich nie wieder an. Die Anstalten zur Abreise, die Abschiedsvisiten u. verwischten bald den sonderbaren Eindruck, den jene fallen gelassenen Worte auf sie gemacht hatten.

Mina hatte sich stark gemacht. Der

Kampf zwischen Herz und Verstand hatte ihr bittere Thränen gekostet, aber sie hatte die Gewalt über sich gewonnen, ihren Schmerz noch tiefer zu versenken, sie wollte sich zwingen, die Glücklichen täglich zu sehen; sie bürdete die Centnerlast der gewichtigsten Vernunftgründe auf ihr Herz. Es sollte nichts mehr fühlen. Sie gebot dem Frohsinn, das Gewölke der Wehmuth ihr aus dem Auge zu bannen; sie zwang den lächelnden Scherz, in die lieblichen Grübchen ihrer Wangen zurück. Sie gewann es über sich, sich selbst zu täuschen, und freute sich des errungenen Triumphs.

Als sie aber hinkamen, auf das stille Land, als die harmlose Therese oft im reinsten Entzücken glücklicher Liebe laut ausrief, daß hier, nur hier in Gottes schöner Natur, an der Seite ihres Herrmann, ihr Paradies sei; als Herrmann von den süßen Reizen seiner himmlischen Therese überwältigt, zu ihren Füßen niedersank, sie seine Einzige,

seinen Engel nannte; als er vom blühenden Frühling umduftet, die Liebliche auf seinen Schooß zog, und die Wonne der irdischen Seligkeit von ihren Lippen trank, da fiel Nina's erkünsteltes Gebäude in einander. Das Herz warf die kalte Last der aufgebürdeten Vernunftgründe von sich; es glühte heißer, als je. Es zehrte sich selbst auf. Die Aussenwände hielt Nina noch künstlich zusammen. Sie lachte und scherzte, sie trat mit einer Lebendigkeit, mit einer muthwilligen Heiterkeit auf, daß das liebende Paar sie in dem Augenblicke, eben von ihrer früheren Schwermuth geheilt glaubte, als die Unglückliche ohne Rettung verloren war.

Die Jammerqualen, die ihr Inneres zerrissen, kannte keiner. Ein Charakter, wie dieser, konnte sich wohl exaltiren. Eine beispiellose Spannkraft war da, Nina hatte sie benutzt. Allein von Dauer konnte dieser widernatürliche Zustand nicht bleiben. Die Himmelshöhe von Festigkeit, auf die sich

das Mädchen mit Selbstgeißelung gezwungen hatte, sank unter ihren Füßen zusammen. Das Leben ward ihr unerträglich.

Eines Abends — am Horizonte leuchtete das Wetter, der Himmel hatte sich umzogen, in weiter Ferne verhallte der rollende Donner, und einzelne Tropfen fielen aus den schwarzen tiefliegenden Wolken herab, auf die Blumen und Orangenblüthen, die ihre süßen Düfte in die Laube spendeten, in welcher der kleine Zirkel dicht nebeneinander saß. Mina verlor sich mit dem Blicke ihres großen schwarzen Auges, in die flatternden Zickzacks des fernen Wetterleuchtens; sie schwärmte sich die Möglichkeit, durch die zerrissenen Wolken in das Allerheiligste des Himmels zu sehen. Dorthin sehnte sich ihr müdes Herz. „Wenn ich sterben soll,“ sagte sie ruhig, und mit scheinbarer Gleichgültigkeit gegen den Sinn ihrer Worte, „so wünsche ich einen recht schnellen Tod. Vom Blitz erschlagen zu werden, muß ein schöner,

ein recht leichter Tod seyn, und es liegt ein eigener Reiz darinn, durch das Feuer des Himmels, dieser Erde entrückt zu werden.“

„Zu der Ehre können sie bald kommen,“ versetzte der Graf scherzend, „wir bekommen diese Nacht wahrscheinlich mehrere heftige Gewitter. Die Luft ist zum Erdrücken bänglich und schwer.“

„Nein“ entgegnete Therese, und schlang den schönen Arm um ihren geliebten Herrmann, „wenn ich mir meinen Tod einmal bestellen soll, so muß er mich nicht zu sehr überraschen. Ich muß mit Besinnung sterben, ich muß fühlen daß ich scheide; dann sage ich jedem noch ein freundliches Wort, und alle meine Wünsche, die mich nach meinem Tode interessiren, sage ich noch Dir, mein Herrman! und ein Jahr nach meinem Tode erscheine ich Dir, Herrman!“

„Hast du denn Wünsche nach dem Tode? meine himmlische Therese!“ sagte der Graf

tief bewegt, und zog das sanfte Weib an seine Brust.

„Ja Herrmann,“ entgegnete die Holde leise, und neigte den Kopf, als ob sie sich schäme, sie zu gestehen, an des Liebenden Herz.

Mina stand, aus Diskretion gegen eine so geheime Familien-Angelegenheit auf, und ging den Garten tiefer hinab.

„Laß mich in Deiner Familiengruft in der Residenz beisetzen, neben deine Schwester;“ sagte Mina: „sie war die treueste Freundin meines Lebens! ich habe ihr, als sie starb, versprochen müssen, einst neben ihr zu ruhen. Und dann — wenn Deine letzte Stunde einmal abgelaufen ist, dann kommst Du ja auch neben mich — nicht wahr, mein einzig geliebter Herrmann? — und nun wünsche ich noch etwas, — sie legte ihren Mund an Herrmanns Wange, und flüsterle leise — „heirathe nach meinem Tode“ —

Ein gräßlicher Blitz zerriß den Himmel

und spaltete die Linde am Ende des Gartens. Die beiden Liebenden sprangen hoch auf, der furchtbare Donnerschlag warf sie wieder nieder.

„Mina ist erschlagen!“ rief der Graf in schrecklicher Ahnung und raffte sich auf, um sie zu suchen. Aber sie kam ihm entgegen, stumm vor Entsetzen, am ganzen Körper zitternd. Sie flüchteten alle drei in das Haus zurück, und hier erst gewann Mina die Sprache wieder. Der Blitz hatte, keine funfzehn Schritte von ihr, in die Linde geschlagen.

Sie hatte den Hut und einen Schuh verloren, der Regen hatte alle drei durchnäßt; man lachte sich jetzt gegenseitig an; nur in des Grafen Brust blieb über Theresens Wünsche und ihr letztes, halb ausgesprochenes Wort, ein stiller Ernst.

Wenige Tage nach jener Gewitternacht — ich darf nicht nach der Zeitfolge erzählen, sondern nur die Geschichte der Begebenheit

so vortragen, wie sie sich vor den Augen ihres Publikums entwickelte. Der aufmerksame Leser wird den Zusammenhang des Ereignisses früher ahnen, als ihn die nachzuliefernden Bruchstücke aus Ninas Tagebuch darstellen. —

Wenige Tage nach jener Gewitternacht also, erkrankte Therese. Sie klagte anfänglich über kleine Uebelkeiten. Die Wewaltersfrau, eine verständige Hausmutter, die in Ermangelung eines Arztes herbeigerufen wurde, zog über die Unpäßlichkeit, nähere Erkundigungen, unter vier Augen ein, und stattete dem entzückten Grafen im Voraus ihre Glückwünsche zu den ersehnten Hoffnungen ab. Therese weinte vor Freude: sie war die Glücklichste unter der Sonne. Der Graf umschlang das reizende Weib, und hatte für das Entzücken seiner Empfindung keine Worte. Aber dieser Uebelkeit folgten sehr krampfhafte Schmerzen. Therese klagte über unsägliches Schneiden im Unterleibe, und man beschloß daher, einen Arzt aus der

nächstes Stadt holen zu lassen. Nach Abgang des eilenden Boten, verschlimmerte sich der Zustand den unglücklichen Therese von Minute zu Minute. Es traten die furchtbarsten Convulsionen ein; ihre Augen verloren den Glanz des Lebens, die Zunge ihre Kraft zum Sprechen. Der Graf, Mina, und alle Umstehenden verzweifelten vor Angst. Kein Mensch konnte helfen. Alle Hausmittel, die furchtbaren Schmerzen der Leidenden zu lindern, blieben ohne Erfolg. Therese wollte etwas sagen, aber sie konnte nicht mehr reden, sie lallte nur noch. Der Graf reichte ihr eine Schiefertafel, sie schrieb mit kaum leserlicher Hand das Wort „Gift.“ Der Graf verstand, daß sie bäte, ihr Gift zu reichen, um ihre gräßliche Qual zu enden, er warf sich laut weinend vor das Bette der Gemarterten und sprach ihr Trost zu; er flehte Gott an, Hülfe zu senden. Mina wankte mit hoch aufgehobenen Händen, bleich wie der Tod, zum Zimmer hinaus.

„Ahnest du, theilnehmender Leser, die Schauderthat? brich nicht zu früh den Stab über die Unglückliche.“

Therensens Stirn bedeckte ein kalter Schweiß. Ihr matter Blick suchte Jemand im Zimmer. Sie fand die nicht, die sie suchte. Da brach sie in ein herzzersehndes des Schluchzen aus, und wimmerte laut. Sie zog die Hand ihres Hermanns an sich, sie legte sie auf das engelreine Herz. Es schlug langsam jetzt, es stockte. Ihre feuchte Hand umklammerte fest die Rechte des geliebten Mannes. Mit unnennbarer Wehmuth blickte sie zu ihm auf. Ein leiser, gepreßter Seufzer — da stand das Herz still, das Auge schloß sich gebrochen, und entseelt lag die schöne Hülle.

Das Jammergeschrei des unglücklichen Grafen rief alle Hausgenossen herbei. Sein liebstes dieser Welt war ihm verloren, auf ewig verloren. Der bittersten Verzweiflung hingegeben, küßte er die Verbliebene im wilden



Schmerz. Er rief ihren Namen, er neigte die erkaltete Hand mit den Thränen seines Jammers. Besinnungslos trug man ihn weg.

Nina kam, in stummen Schmerz tief versenkt. Keine Thräne im stieren Auge, kein Tropfen Blut im Gesichte. Sie hielt die Hände krampfhaft in einander gefaltet, vor dem blaffen Munde. Am Bette der Entschlafenen sank sie nieder. Sie erstarrte in stiller Verzweiflung. Nichts war vermögend, sie vom Bette wegzubringen.

Den folgenden Morgen traf der Arzt ein. Seine, im Beiseyn des Grafen vorgenommenen Versuche, Theresen ins Leben zurück zu rufen, blieben fruchtlos. Der Graf, auch diese letzte Hülfe verloren, flüchtete auf sein Zimmer. Der schnelle Tod der blühend gesunden, jungen Frau, war dem Arzte ein Räthsel. Er forschte, ob sie in den letzten Tagen etwas genossen habe, was irgend einen entfernten Anlaß gegeben haben könnte.

Aber alle umstehende Hausoffizianten und Domestiken versicherten einstimmig, daß nicht die geringste Vermuthung, eine solche Besorgniß begründe. Mina, welche die Nacht bei Theresen gewacht hatte, war, als der Arzt kam, von ihrem Sitze aufgestanden, und hatte sich mit dem glühenden Kopf ans Fenster gelehnt. Der Arzt näherte sich ihr, und äußerte leise, daß die Symptome, die er an der Todten bemerkte, ihm außerordentlich verdächtig wären. „Hörte ich jetzt nicht allgemein,“ setzte er hinzu, „daß ein Zufall nicht im Spiele gewesen seyn kann, und kannte ich die glücklichen Verhältnisse des Hauses nicht so genau, die den Gedanken einer Absicht ganz unmöglich machen, so würde ich — es klingt sonderbar, aber — dem Grafen mag ich so etwas nicht sagen, es würde ihn zu sehr erschüttern, aber Ihnen, der Freundin vom Hause, muß ich es sagen, um den Grafen auf die Nothwendigkeit vorzubereiten, die Frau Gräfinn öffnen zu

lassen, — so würde ich auf der Vermuthung einer Vergiftung beharren.“

Mina schlug die Hände über dem Kopf in einander, als ob der Wetterstrahl des jüngsten Tages alle ihre Glieder erbebt hätte.

„Erschrecken Sie nicht, Baronesse, ich sage nur, Vermuthung! Gewißheit würde uns die Oeffnung verschaffen. Es giebt so sonderbare Fälle in der Welt, daß keine menschliche Phantasie zureicht, ihre Möglichkeit zu berechnen. Wenn auch alle die Leute des Hauses bestätigen, daß die Frau Gräfinn nichts Nachtheiliges genossen, so ist es ja doch immer möglich, daß es geschehen; denn sie waren ja nicht jeden Augenblick in ihrer Nähe, und wenn es gleich allgemein bekannt ist, daß die Lebenswürdigkeit, die Tugend und die sanfte Güte der Frau Gräfinn, ihr aller Herzen gewannen, so kann es ja doch seyn, daß — Gott, man kennt ja die Menschen! — daß sie vielleicht einer Person im Wege war.

Sie sind eine schwesterlich-befreundete Vertraute der Frau Gräfinn gewesen, Baronesse! wissen Sie vielleicht — ?“

„Nein!“ fiel ihm die Gepeinigte in das Wort, und warf einen halb scheuen Blick auf den Fragenden. Hätten die Teufel der Hölle selbst sie auf die qualvollste Folter gelegt, — größer konnte die Marter nicht seyn.

„Wenn nun“ setzte sie nach einer Pause zaghaft hinzu, ohne ihn anzusehen, „wenn nun Ihre schreckliche Vermuthung gegründet wäre, und Sie also die Ursache des Todes wüßten, könnten Sie denn dann noch helfen? wären dann noch Mittel möglich, wäre nur ein Schein von Möglichkeit da, die Todte —“

„Wieder lebendig zu machen? Nein, Baronesse“ erwiderte der Arzt, lächelnd über die Stärke ihres Glaubens an seine Kunst. „Da ist keine Hoffnung mehr! Ich habe mein ganzes Wissen aufgeboten! Es ist

nichts unversucht geblieben! Schade, ewig schade um die schöne junge Frau! Es war die reinste, fleckenloseste Seele, die ich gekannt habe. — Jetzt, gnädigste Baronesse, sprechen Sie mit dem Herrn Grafen, ob er die Sektion erlaubt. Ubrigens aber schonen Sie sich, Baronesse. Der Auftritt hat Sie angegriffen. Fassen Sie sich. Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich: sie ruft oft die edelsten Menschen von der Welt, und — als ob das Verbrechen ein heiligeres Bürgerrecht auf der Erde habe, als die Tugend — die Verworfenen bleiben.“

Mina ging, um den Grafen zu sprechen. Sie kam bald wieder zurück, und als der Arzt nach der Erklärung des Grafen fragte, schüttelte sie verneinend den Kopf.

Der Arzt äußerte, daß, so wie er den Grafen kenne, er gleich dessen Abneigung gegen das Öffnen der Leiche vermuthet habe, empfahl sich und fuhr nach Hause.

Die Besorgung des Begräbnißes, glaube

ten die Leute des Grafen, wärbe ihn nun ein wenig zerstreuen; aber er gab sich seinem Schmerze ganz hin. Er ließ andere gewähren, wie sie wollten. Bloß sie, die Angebetete, füllte seine Seele. Ihre Blumen, ihre Guitarre, das Andachtbuch, aus dem sie den letzten Morgen zu Gott gebetet hatte, Alles was ihr das Liebste gewesen war, ließ er in sein Zimmer bringen. Das Tuch, das ihre letzten Thränen barg, lag in seinem Bureau, in stiller Wehmuth sah er oft minutenlang auf seine Rechte, die im Sterben der verklärte Engel auf das treue Herz gelegt hatte, das nun nicht mehr schlug. Er verstand die Sterbende, die ihm damit hatte sagen wollen, daß der letzte Pulsschlag des liebenden Herzens ihm gehöre. Er sah noch den wehmüthigen Blick, mit dem sie von ihm schied. Ach dieser Blick war das letzte Wort ihres Geistes gewesen! Er sah noch die weißen Flecke auf seiner Hand, die ihm Theresens Finger, vom kalten Todeskrampfe

ergriffen, gedrückt hatten! Er hörte noch den bangen, den letzten, leisen Seufzer, unter dem die schöne Blüthe ihres Lebens auf ewig zerbrach! —

Das süße Wehe aller dieser Erinnerungen wollte er sich nicht rauben lassen. Es war ja das Einzige, was er aus dem Schiffbruche seiner Lebenshoffnungen gerettet hatte; darum wollte er sich durch nichts stören lassen, und darum hatte er seinem Haussekretair in wenigen Worten das traurige Geschäft, die Besorgung der Beerdigung, übertragen! Aber als dieser die Frage that, wo die Frau Gräfin beigesetzt werden sollte, ob hier auf dem Gute oder in der Familiengruft in der Residenz; da lief es kalt über den Rücken des Grafen, denn er gedachte der Bitte, die seine Theresese vor wenigen Tagen, an jenem Gewitterabende, gleichsam im Vorgefühl ihres nahen Todes, ihm an das Herz gelegt hatte.

„In die Familiengruft!“ antwortete er, und brach in ein lautes Weinen aus.

Nina hielt Tag und Nacht beim Sarge der Gräfinn aus; ehe er geschlossen wurde, holte sie den Grafen, um Theresen zum letztenmale zu sehen. Nina hatte die Braut des Todes einfach geschmückt. Im Haare ein Blumengewinde von Immortellen; am Halse ein kleines diamantnes Kreuz, ein Erbstück von Theresens Großmutter; auf der stillen Brust einen blühenden Blumenstrauß, und am Finger das schöne Symbol der ehelichen Treue, den Trauring. Blau emallirt, befand sich auf diesem ein Bergißmeinnicht; eine bedeutende Bitte der Geschiedenen an den bleibenden Gatten. Von schwarzem Sammet war das Todtenkleid, bestreut mit kleinen, in Silber gestickten Sternen. Kaum mehr kenntlich war Theresens Gesicht! Das blühende Roth auf der Wange, das Lächeln auf den Lippen, der himmlische Zug um den Mund, der üppige Busen — das alles war

geschwunden; das tief eingefallene Auge geschlossen, die Spuren der nahen Verwesung hier und da schon sichtbar.

„Meine Therese,“ sagte der Graf, in sanfter Wehmuth versunken, nachdem er sie lange mit still bethrüntem Auge angestarrt hatte, „meine einzige Therese!“ —

Wahrer Schmerz spricht nicht viel. Ach, das Herz war ihm so voll! Er konnte nicht bleiben. „Schlummre sanft, mein Weib, mein engelreines Weib! bald bin ich bei Dir!“ sagte er mit einem Blicke, der ihre Seele in jenen fernen Regionen gewiß erreichte, und dankte der unglücklichen Dina, die kalt und bleich wie ein Marmorbild, ohne Thränen, fast ohne Athem, neben ihm stand, für die zarte Liebe, die sie, in den letzten Lebenstagen, seiner Therese und jetzt ihrer Hülle bewiesen hatte.

Dina hob langsam den stieren Blick ihres schwarzen, halb verlöschenden Auges, von der Leiche auf den Grafen; sie reichte ihm

die zitternde Hand, und sagte leise: „Leben Sie wohl!“

Der Graf ging schweigend zum Zimmer hinaus; Nina rief die Leute zum Verschließen des Sarges, und vom einfachen Geläute der kleinen Dorfglocke, ward nun dieser bis zur Gränze des Gutes begleitet. Alle Unterthanen, alt und jung, gaben bis dahin Theresen das Geleite. Was sie in diesem kurzen Zeitraume, mit ihrer himmlischen Güte, mit ihrem wohlthätigen Sinne, mit ihrer freundlichen Herablassung, ihnen allen geworden war, das sagten die stillen Thränen der ehrlichen Landleute. Von hier aber, bis zur Residenz, wurde der Sarg nun von einigen gräßlichen Hausoffizianten begleitet, die ihn dort ohne besonderes Gepränge, der Vorschrift gemäß, in der Familiengruft beisetzen ließen; nachdem sie ihn zuvor geöffnet, und die Verschiebungen des Körpers und Gewandes, die bei dem Fahren nothwendig hatten entstehen müssen, wieder geordnet hatten.

Mina reiste den folgenden Tag, ohne den Grafen wieder zu sehen, zu einer ihrer Freundinnen, in eine entlegene Mittelstadt, und der Graf schloß sich mit seinem gerechten Schmerz in sein Zimmer ein. Er ließ sich von Niemandem sprechen, vor Niemandem sehen.

Der Haussekretair und der Kammerdiener waren die einzigen Menschen, die bei ihm den Zutritt hatten. Es vergingen Wochen, ohne daß er selbst mit diesen nur ein Wort sprach. Oft fand ihn der erstere vor Theresens Bilde auf den Knien liegen. Er durchwachte oft ganze Nächte am Schreibtisch. Er schrieb die rührendsten Briefe an seine Theresese. Sein Wohn- und sein Schlafzimmer waren schwarz ausgeschlagen. Alle Domestiken des Hauses mußten in tiefster Trauer gehn. Theresens Andachtbuch, die Bibel und ihre frühern Briefe, die sie ihm als Braut geschrieben hatte, waren seine einzige Lektüre. Als der Sekretair ihn einst bat,

Doch ein wenig an die Luft zu gehen, er sähe so krank und eingefallen aus, daß ein Dritter, der ihn lange nicht gesehen, ihn kaum mehr kennen werde, freute er sich, und sagte mit sanftem Lächeln: „da bin ich ja bald am Ziele. Was soll mir die Luft? Ist doch meine Therese auch nicht an der Luft! Nein, nur wo die ist, da wird mir wohl werden! Wenn Sie es ehrlich mit mir meinen, so wünschen Sie, daß ich bald dahin komme. Hier, mein guter Mann, blüht mir keine Freude mehr, gar keine mehr! Gott hat es nicht gut mit mir gemacht. Therese war ihres Plazes unter den Engeln werth, darum rief er sie ab von dieser Erde, für die sie zu gut, zu heilig war. Aber warum vernichtete er nicht mich in dem Augenblicke, als er sie zu seinem Seraph erhob? Ich weiß, diese lichte Himmelsöhde, auf der Therese jetzt steht, erreichte ich nie; aber dann mußte er mir Gefühl und Verstand rauben, damit ich den unsäg-

lichen Schmerz der Trennung nicht so tief empfände. Ich bin ja auch sehr Geschöpf und er quält ja keins. Warum mich allein?"

Den armen Sekretair fing es allmählig an, für seines Herrn körperliches und geistiges Wohl zu bangen. Er fühlte, daß er nicht gemacht war, um das versunkene Gemüth des Grafen aus seiner dunkeln Tiefe wieder herauf zu heben. Er sann lange umher und musterte die ganze Reihe der Freunde des Grafen, wer sich dazu wohl eignen möchte, und seine Wahl fiel glücklicherweise auf den Major von Eck, einen feinen und gefühlvollen Mann von vielseitigen Kenntnissen, den der Graf von Jugend auf, als seinen besten Freund, immer geliebt hatte. Diesem schrieb er heimlich; er vertraute ihm seine Besorgnisse für die Zukunft, und bat, daß er möge kommen und ihm helfen, die immer mehr zunehmende Schwermuth des Grafen zu zerstreuen.

Der Major antwortete dem Sekretair in freundlichen Worten: daß sein Dienstverhältniß ihm jetzt nicht erlaube, gleich zu kommen, indessen werde er sich auch in der Ferne bemühen, den Grafen zu heilen. Den nächsten Posttag schon — er hatte immer mit ihm in lebhaftem Briefwechsel gestanden, — theilte er dem Grafen die Idee mit, Theresen ein Monument im Garten zu errichten, legte ihm gleich einen leicht skizzirten Entwurf bei, und warf die Bemerkung hin, daß, wenn rasch angefangen und lebhaft daran gearbeitet werde, man noch vor Eintritt des Winters mit dem Ganzen vollkommen fertig werden könne.

Das goß neue Kraft in das zerrüttete Gemüth des Grafen. Er eilte, zum Staunen und zur Freude aller seiner Leute, gleich nach Empfang des Briefes, in den Garten; er suchte den Platz aus, wo das Monument hinkommen sollte, ordnete an, daß morgen mit dem Anfahren der Baumaterialien der

Anfang gemacht werden solle, verwarf die Skizze, machte zehn andere Entwürfe, blieb endlich bei dem elften stehen, und ließ nach diesem, den folgenden Morgen schon, mit dem Graben des Fundaments den Anfang machen.

Die lange Dauer seiner Geistes-Abwesenheit kannte er nicht. Jetzt war er wieder der Vorige; nur sanfter, weicher. Wer bei ihm was zu bitten hatte und in seine Bitte irgend etwas von Theresen einzuweben verstand, dem konnte er nichts abschlagen. Einer jungen Bäuerin, die ihn ansprach, den verlobten Bräutigam vom Militair los zu machen, sagte er unbedingt seine Verwendung zu, weil sie ein Band an der Haube hatte, das Theresen ihr am letzten Erndte-Feste geschenkt hatte. Er kannte das himmelblaue Band an dem Muster ganz genau, was ihm, als Theresen es kaufte, so gefiel, daß sie ein Stück vom nämlichen Dessen für sich ausnahm. Ihr letztes Morgenhäubchen hatte

ste damit geschmückt. Ein Bauerbursche, der hübscheste im Dorfe, bat um einen zinsfreien Vorschuß zum Aufbau eines neuen Wohnhauses. Der Bursche hatte, seines feinen Anstandes halber, immer die Auszeichnung genossen, mit Theresen, wenn sie bei den ländlichen Festen der Unterthanen erschien, vortanzen zu dürfen. Zufällig setzte er bei seiner Bitte um den Vorschuß hinzu: „wir wollten erst einen Richteschmaus geben, wo die gnädige Frau gewiß auch ein bisschen hingekommen wäre, denn sie sah es gerne, wenn wir froh und vergnügt waren; aber nun ist Alles anders; nun mögen wir auch gar nicht mehr vergnügt seyn.“ Der ehrliche Junge hatte ein paar helle Thränen im Auge, als er das sagte; der Graf gab den Vorschuß, und erließ schriftlich die Wiederbezahlung der Hälfte.

Gesellschaften mied der Graf. Im Winter besuchte ihn der Major von Eck. Diesem gelang es, ihn wenigstens etwas auf-

zuheitern. Der Major suchte ihn möglichst zu beschäftigen; sie entwarfen den Plan zu mehreren Wirthschaftsgebäuden, die im kommenden Sommer aufgeführt werden sollten; sie ordneten die Bibliothek, sie kopirten oder reducirten nach verjüngtem Maasstabe die Charten über die bereits vermessenen Güter, und so gewöhnte der Major allmählig den Grafen zu der Thätigkeit, die einen nützlichen Zweck hat, und darum den Geist beschäftigt.

Das Frühjahr begann. Die Arbeiten des Grafen, die ihm der Major gleichsam als Pensum aufgegeben hatte, nahmen ihren Anfang. Der Graf hatte vom Morgen bis zum Abend zu thun. Er genas von der Krankheit seines Liebsteins vollkommen, aber ein Prozeß vernichtete, was der Major mit seiner vorsorglichen Freundschaft so mühsam aufgebaut hatte.

Jahrzehende hatte ein wichtiger Rechtsstreit zwischen dem Grafen und dessen Grenz-

nachbaren über einen bedeutenden Strich Landes, bei den Gerichtshöfen geschwebt. Jetzt kam die Sache zur letzten Entscheidung an die höchste Instanz. Der Major, der um des Grafen sämtliche Angelegenheiten wußte, rieth ihm, dieses Prozesses halber, selbst nach der Residenz zu kommen, um durch seine persönliche Gegenwart die Beendigung dieses langen, verdrüßlichen Streites zu beschleunigen.

Er dachte in dem Augenblicke, als er den Grafen einlud, nach der Residenz zu kommen, nicht daran, daß Theresens Nähe auf des Grafen halb geheiltes Gemüth so mächtig wirken werde.

Der Graf kam. Der Major war nicht hier; er hatte in Dienst-Angelegenheiten verreisen müssen. Sein erster Gang war zur Familiengruft. Er hatte den Gruft-Schlüssel bei sich zu Hause auf dem Gute nicht finden können, er ersuchte daher den Todtengräber, der einen zweiten Schlüssel

hatte, ihm die Gruft zu öffnen. Er warf sich bei Theresens Sarg auf die Kniee. Da löste sich die leichte Rinde, die Zeit und Zerstreung um sein Herz gezogen hatten. Es brach. Der eingeschläferte Schmerz erwachte mit neuer Stärke. Er drang in den Todtengräber, ihm den Sarg zu öffnen. Der Mann war vernünftig genug, es standhaft zu verweigern.

Der Graf küßte den Sarg, er betete zu seiner Therese, wie zu einer verklärten Heiligen. Er weinte sich still aus, und ging mit seinem Jammer nach Hause.

Hier fand er eine Einladung vom Fürsten August, der von seiner Ankunft unterrichtet war, morgen zu der Maskerade zu kommen, die der Fürst in seinem paradiesischen Garten, zu Ehren des Beilagers gab, das die Kron-Prinzessin mit einem auswärtigen Prinzen feierte. Der Graf schlug die Einladung in verbindlichen Ausdrücken aus. Allein der Fürst, der den jungen Grafen wie

seinen Sohn liebte, der um seinen Kummer wußte, und ihn durch Gesellschaft zu zerstreuen glaubte, fuhr selbst bei dem Grafen vor, wiederholte seine Bitte, und nöthigte dem Grafen, der nun nicht länger ausweichen konnte, das Versprechen ab, bei der Maskerade zu erscheinen.

Alle Feste, die der Fürst August arrangirte, trugen den Stempel der Vollendung.

Die Hauptgänge des Gartens waren prächtig illuminirt. An jedem Ende eines solchen Ganges brannte bald im Transparent, bald in bunten Lampen, ein großes Blumenbouquet, oder ein Tempel des Hymen, oder eine stille Grotte der Liebe u. s. w. Späterhin, gegen Mitternacht, beleuchtete der Mond mit seinem freundlichen Lichte das fröhliche Fest. Eine große türkische Musik füllte die Luft, und trug das Jauchzen des fröhlichen Abends bis zu den dunkeln Wolken, und alle Blumen und Orangerieblüthen dufteten heute lieblicher, um der Kronprinzess-

fin, ihrer Huldgöttin, ihr Opfer zu bringen. Hundert und aber hundert Masken, durchwogten, vom neckenden Scherze begleitet, den Garten, andere tanzten im hocheleuchteten Saale, oder labten sich an den reich besetzten Tafeln gemüthlich. In jeder Ecke des Tanzsaales fielen, um die Luft den Tanzenden zu fühlen, kleine Kaskaden in crystallene Becken. Das Wasser ergoß sich über buntpfarbige Lampen; das Licht brach sich durch die kleinen Spiegelfluthen, und verbreitete einen magischen Schimmer.

Immer standen einige Masken bei den Kaskaden, um sich zu fühlen, und am abwechselnden Farbenspiele das Auge zu ergötzen. Auch hierher kam der Graf einen Augenblick, den das Getümmel der frohen Gesellschaft nicht ansprach. Er hatte dem Fürsten einmal das Wort gegeben. Diesem wollte er sich blos zeigen, und dann wieder heimkehren. Im schwarzen, düstern Domino gehüllt, trat er an die Kaskade, und forschte,

ob hier der Fürst sey. Der Zauberschimmer der Lampen hinter dem plätschernden Wasser, hielt ihn einen Augenblick fest. Es standen eben wenige Masken um die Kaskade herum. Er wollte gern. Das Spiel des Wassers, die still flimmernden Lichter, die kühlenden Lüftchen thaten ihm wohl. Er warf zufällig einen Blick auf die Umstehenden. Da stand einige Schritte von ihm, dicht an der Kaskade, eine weibliche Maske von großer schöner Gestalt, angethan mit einem schwarzen Sammetkleide, das von gestickten Silbersternen überstreut war. Auf der Brust einen blühenden Blumenstrauß, am Halse ein kleines diamantenes Kreuz, an der Hand einen goldenen Ring, das Gesicht mit einem dreifachen schwarzen Schleier verhüllt, und das blonde Haar mit einer Guirlande von Immortellen durchzogen.

Der Graf erbebt, als träfe ihn ein Donnerschlag. Es war Therese. Es war ihre Gestalt, ihr Todtenkleid, ihr Kreuz, ihr

Haar; so hatte sie im Sarge gelegen. Fast hätte er laut aufgeschrien, aber der Schreck benahm ihm die Sprache. Die Maste hatte ihn nicht bemerkt, sie stand mit dem Gesichte nach der Kaskade zu gekehrt, ohne Bewegung. Der Graf sammelte die schwindenden Kräfte, und näherte sich, hinter dem Rücken der Umstehenden, seiner Geistergestalt.

Er sagte kaum hörbar, „Therese!“

Es wendete sich die Maste zu ihm.

„Um Gottes willen, Therese,“ sagte heimlich der Graf, dem die Brust vor Entzücken und Schauer fast zersprang. „Bist Du es, bist Du es wirklich?“

Sie war es. „Herrmann,“ antwortete sie leise, und zog den Trauring vom Finger und gab ihn dem Grafen.

Es war der Trauring mit dem blau emallirten Bergkristall, den Therese im Sarge am Finger gehabt hatte. Der Graf traute seinen Sinnen nicht mehr. Ein kaltes Bittern streifte ihm durch das Mark als

ter Röhren. Den Ring hatte er an seinen Finger gesteckt.

„Herrmann,“ fuhr die Unbegreifliche mit hohler Stimme leise fort: „rühre mich nicht an, sonst bist Du augenblicklich des Todes. Ich versprach Dir, ein Jahr nach meinem Tode zu erscheinen. Ich halte noch früher Dir Wort. Komm mit mir. Allein. Denn Wichtiges sprech' ich mit Dir.“

Sie ging, nahm vom nächsten Tische ein Licht, öffnete ein Seitenzimmer, und führte so den Grafen durch mehrere Zimmer bis in ein abgelegenes stilles Kabinet. Der Graf folgte langsam, seiner kaum mehr bewußt.

„Entschleierte Dich, Therese, daß ich Dich sehe,“ sagte der Graf jetzt, und schlang seinen Arm, das Verbot des Anrührens vergessend, um die Grabesgestalt.

Therese hob den dichten Schleier. Ein kleiner hohler Todtenkopf grinste dem Grafen entgegen. Vom Entsetzen übermannt, stürzte

der Unglückliche zu Boden. Die Sinne vergingen ihm.

Die tiefe Ohnmacht verlor sich nach einer langen Pause allmählig. Der Graf kam wieder zu sich. Aber die Gestalt war verschwunden, das Licht verloschen, kalter Schweiß stand ihm vor der Stirn. Alle seine Glieder waren gelähmt.

Nach langen Minuten gewann er noch so viel Kraft um aufzustehen. Er schlich sich, bekannt mit dem Innern des fürstlichen Pallastes, heimlich hinaus, warf sich in seinen Wagen, und fuhr nach Hause.

Ohne ein Wort zu sprechen, ließ er sich vom Kammerdiener entkleiden, und legte sich vor innerem Grausen erstarrt, zu Bette. Bloß der einzige Gedanke des nahen Todes lebte in seiner zerrütteten Seele, denn er hatte ja Theresen angerührt, er hatte sie ja umschlungen.

Den folgenden Morgen erwachte er mit einem hitzigen Fieber. Er phantasirte

zurweilen, war aber kurz darauf schnell wieder bei sich, und sprach dann mit völligem Bewußtseyn.

Gleich nach dem ersten Erwachen erzählte er dem Kammerdiener, der noch nicht wußte, daß sein Herr krank war, was er gesehen, und phantasirte von dem gestrigen Vorfall.

„Guter Gott,“ hob der Unvorsichtige an, „also ist es doch wahr?“

„Was soll wahr seyn?“ sagte der Graf, der unterdessen wieder zu sich selbst gekommen war. „Sprich, was soll wahr seyn?“

„I, nu, von der seeligen Frau Gräfinn, daß sie diese Nacht mit bei dem Fürsten August auf dem Balle gewesen seyn soll.“

„Um Gotteswillen,“ rief der Graf laut auf, „was weißt du denn davon?“

„Ach mir ist es ganz kalt um das Herz geworden, als ich es gehört habe. Gestern Abend zwischen elf und zwölf Uhr kommt

eine große schöne Dame maskirt aus dem Pallaste des Fürsten. Sie hat ein schwarzes Kleid angehabt, mit lauter Silbersternen darauf, und vor dem Gesicht einen dichten schwarzen Schleier."

„Ja ja, weiter,“ rief der Graf „das war sie, das ist sie gewesen. Nun?“

„Sie nimmt den ersten besten Lohnwagen, giebt dem Kutscher zwei Thaler, und sagt ihm, er solle sie nach Hause fahren. Er fragt natürlich, wo sie wohne, da antwortet sie, sie werde es ihm schon sagen; er solle nur vorerst zum Brückthore hinausfahren. Als sie vor das Thor kommen, weist sie ihm links zu fahren, Das ist der Weg zum Gottesacker. Der Kerl schüttelt den Kopf, aber weil da vorbei auch der Weg nach der Fasanerie führt, wo der Herr Hausmarschall jetzt wohnt, denkt er, daß die Dame die Tochter des Marschalls ist, die ziemlich von der Figur seyn soll. Aber als sie an das Kirchhofthor kommen, ruft sie dem

Rutscher halt zu, steigt aus, klingt die kleine Kirchhofthüre auf, und geht langsam zum Gottesacker hinein. Dem Kerl wird es unheimlich, aber die Neugierde ist doch größer, als die Furcht; er will sehen, wo die Maske bleibt. Der Mond scheint hell. Er sieht vom hohen Boocke über die Mauer herüber. Da geht die lange schwarze Gestalt mit den Silbersternchen, die im Mondschein hell flimmern, zu Ew. Erlaucht Familiengruft, holt einen Schlüssel hervor, schließt die eisernerne Gitterthür auf, ruft dem Rutscher, dem die Haare jetzt zu Berge stehen, noch eine gute Nacht über die Mauer zu, und verschließt hinter sich die Thüre der Gruft.“

„Mensch,“ hob der Graf an, der jedes Wort von den Lippen des Erzählenden mit brennender Begierde gefogen hatte, „ist das wahr? alles wahr?“

„Ich habe den Rutscher heute früh selbst gesprochen. Er hat mir bei der Jungfrau Maria und allen Heiligen geschworen,

daß das alles buchstäblich so ist, wie ich es Ihnen erzählt habe. Auch die zwei Thaler hat er mir gewiesen. Das ist ganz altes Geld; kein Mensch kennt das Gepräge. Er sagt, er hätte die ganze Nacht kein Auge zuthun können; immer habe er die schwarze Maske vor sich gesehen und die hohle Stimme, mit dem sie ihm die gute Nacht zugerufen, kann er gar nicht aus dem Gedächtniß wieder los werden.“

„Hohle Stimme? Ja — ach Jesus ja! Es klang als ob sie aus dem Grabe herausspräche. — Ich will hin. Ich muß hin. Ich will Ihren Sarg öffnen lassen. Ich muß sie sehen. Dort wird sich das schreckliche Räthsel lösen. Ich habe ja ihren Ring. Fehlt der an ihrem Finger, dann, ach dann habe ich meine Therese wirklich gesehen; dann war es keine Täuschung meiner Sinne; — hol mir den Kutscher, daß ich ihn selbst spreche.“

Der Graf sprang aus dem Bette, allein

er war nicht vermdgend, sich anzukleiden. Er zitterte so heftig, daſſ er nicht ſtehen konnte. Er muſte wieder in das Bette zur rck gebracht werden. Der Arzt kam. Er hrte den ganzen Zusammenhang des ſonders baren Vorfalls. Er hielt es anfangs ffr ein Werk der zerrtteten Phantafie des Grafen; aber als der Kutscher kam, und die zwei alten Thaler vorwieſ, und die Geſchichte mit allen Eiden bekrftigte, wuſte er bei aller Vernunft doch nicht was er denken ſollte. Der Graf konnte nicht aus dem Bette. Er flehte, er beſchwor den Kammerdiener, die Deffnung des Sarges zu bewerkſtelligen; er lieſ ihn vor das Bette knien; hter muſte er die drei erſten Finger ſeiner Rechten auf das bloſe Herz des Grafen legen, und ihm ſo ſchwren, daſſ er ihm wahr und treu erzhlen wolle, was er dort ſehen werde, und der Arzt erbot ſich freiwillig, den Kammerdiener zu begleiten.

Sie lieſen ſich vom Todtengrber die

eiserne Gitterthüre des Gruftgewölbes, welche gestern Theresie vor den Augen des Kutshers hinter sich verschlossen hatte, öffnen. Sie standen jetzt in einem nicht zu großen, mit Quadersteinen gepflasterten Gewölbe, in dessen Mitte eine weite Oeffnung war. In dieser Oeffnung befand sich eine Treppe, auf der sie nun in die gräfliche Gruft hinabstiegen, wo mehrere Särge neben einander standen. Theresens Sarg war der letzte. Neben ihm lag ein schöner frischer Blumenstrauß. Der Todtengräber, der vom ganzen Vorgange nichts wußte, und also auch den Zweck des Oeffnens nicht kannte, bemerkte den Strauß zuerst, weil er die Treppe voran gegangen war. Er stußte und konnte sich platterdings nicht zusammenreißen, wie die frischen Blumen in die Gruft hier herunter gekommen waren. Der Arzt und der Kammerdiener sahen sich bedeutend an. Ersterer nahm den Strauß an sich. Der Kammerdiener holte nun den mitgebrachten

Schraubenschlüssel hervor, um die Schrauben, womit der Sarg verschlossen war, zu öffnen. Dieser Schraubenschlüssel war von den Haus-Offizianten, die damals den Sarg vom Gute hierher gebracht hatten, mitgenommen, und dann im hiesigen gräflichen Palais aufgehoben worden. Mit Mühe konnte man nur die Schrauben aufwinden, so fest waren sie eingerostet.

Die Schaudermacht der Verwesung hatte Theresen, das vollendet schöne Weib, schrecklich zerstört. Im verbleichten Haar waren noch die Immortellen sichtbar. Statt des blühenden Gesichts ein ausgehöhlter Totenkopf; am Kumpfe noch das diamantne Kreuzchen; die Blumen des Brust-Bouquets waren zu Staub und Asche geworden; auf dem vermoderten Sammetkleide noch die silbernen schwarz angelaufenen Sternchen, aber der Trauring fehlte.

Der Kammerdiener war damals, als der Sarg beigesezt worden war, mit hier

gewesen. Der Sarg wie oben erwähnt, noch einmal unten in der Gruft geöffnet worden; und der brave ehrliche Mensch erbot sich zu tausend Eiden, daß die Gräfinn damals den Ring am Finger noch gehabt habe. Der Verdacht, als habe der Todtengräber oder ein Dritter sich diesen Ring zugeeignet, war ganz ohne Grund; denn wer den Ring nahm, hätte auch das Kreuzchen nicht liegen gelassen, das zehnmal mehr werth war, als der Ring; und wer hätte dazu gekonnt? Nur der Todtengräber hatte den Schlüssel zur eisernen Gitterthüre, und zu den Sargschrauben hatte ihn kein Mensch. Allein hätte der Portier des gräflichen Palais zu letztern, zu dem Sargschraubenschlüssel kommen können, dann mußte er immer erst den Gitterthürschlüssel vom Todtengräber haben, und was konnte dem Portier an dem kleinen Ringe liegen?

Hatten die Untersuchenden vorher kein Licht gehabt, so tappten sie jetzt gar im Finstern.

Der Arzt, der hier sah, daß selbst die allerstrengste Untersuchung keinen Aufschluß, sondern bloß die Verbreitung des Gerüchts von der Erscheinung der Gräfinn bewirken werde, eines Gerüchts, was der Familie der Gräfinn manche empfindliche Beunruhigungen verursachen mußte, gebot dem Todtengräber, dem Kutsher und dem Kammerdiener, über den ganzen Vorfall die tiefste Verschwiegenheit.

Der Graf freute sich, daß der Ring gefehlt hatte. „Er mußte fehlen,“ sagte er freundlich, „denn er ist ja nicht zweimal in der Welt, und sie gab mir ihn gestern von ihrem Finger selbst in die Hand, damit ich sie und ihre Treue daran erkennen sollte. Ich habe tausendmal diesen Ring an ihrem Finger geküßt.“ Den Strauß — der Kammerdiener hatte ja geschworen, alles zu berichten, wie er es fände, sonst hätte der Arzt den Fund verschwiegen, um dem Schmerz des Grafen keine neue Nahrung

zu geben — den Strauß ließ er sich in das Bett geben.

„Ja, ja,“ sagte er lächelnd, und die Thränen schossen ihm in die Augen, „das war das gestrige Bouquet! Die Blumen im Sarge sind zu Staub und Asche geworden, da hat sie frische gepflückt. Sind die Blumen aus Deinem Paradiese, Therese? In Deiner Mordergruft, in der deine Hülle, Deine schöne Hülle zerfallen ist, da wachsen sie nicht! Gebt sie mir mit, diese Blumen, wenn ich ihr folge, und den Ring gebt mir mit, daß ich ihn ihr wiedergebe, und ihr sage: Therese, Herrmann ist dir treu geblieben! Grüßt den Major, Nina und alle meine Leute. Sie sollen beten für mich und Theresen.“

Der schöne junge Mann rang nicht lange mit dem Tode. Zwei Tage noch lebte er, aber sein Geist war früher von ihm gewichen. Der Ring und der Strauß wurden, der letzten Vorschrift gemäß, ihm in den

Sarg mitgegeben, Noch hier lag in seinem Gesicht der Ausdruck, daß er sein stilles Ziel errungen habe, daß ihm nun wohl sey.

Dicht neben Theresens Sarge ruht der Glückliche. Auch seine Blumen mögen nun zu Staub und Asche zerfallen seyn, auch ihn mag nun die grimmige Hand der Verwesung entstellt haben, aber das Andenken an diese beiden edeln Menschen lebt noch in vieler Herzen.

Meine Leser werden sich des Versprechens entsinnen, daß ich aus Minas Geheim-Buche Auszüge liefern wollte. Es folgen hier nun diejenigen, welche Bezug auf jene Begebenheit selbst haben. Ich bitte, sie mit Aufmerksamkeit zu lesen, um sich den Zusammenhang jener verworrenen Geschichte aus diesem Geheim-Buche selbst zu enträthseln.

Ich werde diese Auszüge in kurzen Absätzen liefern, so wie solche in Minas Geheim-Buche wirklich enthalten sind,

Sie ist irrig. Sein Wohlwollen ist nicht Liebe sondern bloßes Gutseyn. Auch ich kann ihn nicht lieben, mag ihn nicht lieben. Er ist Gatte, er ist Monarch. Das erstere Verhältniß zu stören, wäre strafbar; das zweite zu überspringen, bin ich nicht schlecht genug. Intrigue? — wozu soll sie? wozu führt sie? wo könnte sie anders enden, als in den Armen des Verbrechens? Nein ich liebe ihn nicht.

Der Graf erschien bei Hofe wie ein Meteor. Diese Art Menschen taugt nicht für den Hof. Er war ungezwungen und frei; er stand fest auf dem glatten Boden. Er sprach ohne Rücksichten, mit offenem Auge und stolzer Stirne. Die Hofleute lächelten über ihn, weil er bei dem Eintritte sich nicht tief genug vor dem Monarchen gebeugt hatte. Aber diesem gefiel dieser Stolz, dieses offene Auge, diese gerade Haltung, diese schöne Gestalt. Er sprach lange mit dem Grafen, und sagte zum Hofkanzler nachher halb laut: „Ein sehr kapabler junger Mann.“ Das Armesünder-Gesicht zog den Hofkanzler nieder, er bückte sich tief, und antwortete mit freundlichem Lächeln: „Ein hoffnungsvoller junger Kavaliere.“ Nun stiegen die Stöße des Grafen. Die Höflinge fanden ihn allerliebft und lächelten nicht mehr. Sie wollten nun auch so stolz, so frei, so offen aufsehen, als der Graf; aber der Major Eck, meinte, der Adler stöge dem Vliß entgegen, wenn

die Gänse beim Wetterleuchten die Köpfe nur schnatternd erheben.

Er ist hübsch; er ist sehr hübsch; in seinem Auge liegt eine gutmüthige Schwärmererei, die ihn unendlich interessant macht. Aber der Hof ist nicht seine Welt. Was wollte heute die Monarchin? Sie sprach mit uns über eine halbe Stunde von ihm, und fixirte mich mit ihrem Blick. Er hat mich nicht mehr ausgezeichnet als andere; er ist artig gegen alle.

Sie nimmt die Sache ernstlicher, als sie ist. Ich soll ihm, behauptet sie, vor allen Andern gefallen haben. Sein Blick soll nur allein auf mir geruht haben. Sie lachte laut auf, als ich roth ward und läugnete. Ich war einfältig genug, zu gestehen, daß er mir gefiele. „Ich weiß alles,“ sagte sie, „lassen Sie mich sorgen, Sie sollen mit mir

zufrieden seyn.“ Wofür will sie sorgen?
Womit soll ich zufrieden seyn?

Abscheulich! sie hat mich ihm angetragen, sie hat mich ihm bestimmt angetragen. Aus den Reden des albernen Kammerjunkers läßt sich die ganze Geschichte zusammen setzen. Er hat ihm, mit der vermaledeiten Hoffseinheit, den Wunsch der Monarchin zu erkennen geben müssen, daß sie es gern sähe, wenn er sich um meine Hand bewerbe. Und er hat mich ausgeschlagen. Natürlich. Ein Mann, wie der Graf, kann keinem Mädchen sein Herz schenken, das er nicht liebt, und er kennt mich nicht einmal; er weiß nichts von mir, als daß ich das unglücklichste Geschöpf von der Welt, die erste Hofdame, bin. Was muß der Graf von mir denken; muß er nicht, kann er nicht argwohnen, daß ich die Veranlassung zu dem entehrenden Auftrage des Kammerjunkers war? Erbärmliches Geschöpf, ich! Ich darf ihm nicht ein-

mal sagen, daß ich es nicht war, daß er mich nicht verachten solle. Aber ich sehe ihr Spiel durch. Sie glaubt, daß ich ihr ein Herz rauben werde, das ihr ja doch nie gehörte. Sie wollte mich vom Hofe entfernen. Sie berechnete richtig, daß der Graf in dieser Atmosphäre nicht lange ausdauern, daß er den Hof bald meiden würde, und dann war sie von der eingebildeten Gefahr meiner Nähe befreit. Dieß war ihr Zweck; die Mittel waren ihr gleich. Der Kammerjunker war das elende Werkzeug, und ihrem kalten Herzen ward es leicht, meine Ehre, meinen Ruf unter dem meuchelmörderischen Dolchstoße verbluten zu sehen. Nein, ich taugte nicht für die Hofwelt. Mein guter Vater wollte mir den höchsten irdischen Glanz dieser Erde erkaufen. Ich habe meine Ruhe, das Gefühl meiner Selbst hingegeben, und tausendfachen Jammer dafür eingetauscht. Aber ich will es enden dieses Verhältniß, das von Anfang keinen Reiz für mich haben konnte, und

solte mein Entschluß auch die Existenz meines ganzen Seins kosten; ich habe ihn fest gefaßt, und ich werde ihn ausführen.

Es ist geschehen. Sie war überrascht, als ich sie um meine Entlassung bat, aber sie willigte mit sichtbarer Freude ein. Hat sie doch ihren Zweck erreicht und ich den meinigen.

Ich frage mich oft, ob ich nicht zu schnell handelte. So erbärmlich glaubte ich die Menschen nicht. Es fragt mich alles, warum ich es gethan, und keiner kann begreifen, daß ein Herz, wie das meinige, in jenen seelenlosen Kreisen des äußern Schimmerglanzes und der kalten Hoffarth, nie heimisch werden konnte. Die Menschen umschleichen mich, als hätt' ich ein Verbrechen begangen; sie belauschen jede meiner frühern Handlungen, und wollen in einer wenigstens den Grund finden, warum ich den stillen Kreis der Meinigen jener stolzen Pracht vorzog. Sie wens-

den sich von mir; ich lasse sie in Frieden ziehen, sie verstehen mich nicht. Nur die Kinder greifen nach den Äpfeln, die mit Goldschaum geziert am flimmernden Christbaume hängen. Die Goldbarren des wahren Lebensglücks liegen tief versenkt in meinem Gemüth. Ich bin ruhig und glücklich.

Der Graf war da. Ich fühlte mich sonderbar erschüttert, als er in die Laube trat. Er wünschte mir Glück, den Hof mit der Natur vertauscht zu haben, er setzte schmeichelnd hinzu, daß die Natur bei diesem Tausche gewonnen. Heute erst — dort nicht, in jenen steifen Courzirkeln — heute erst lernte ich den Grafen näher kennen, und bewunderte mit stillem Staunen die Tiefe seiner Kenntnisse, den Reichthum seines Gefühls. In seinen Augen hatte ich nicht verloren. Ich fühlte, daß ich gewonnen hatte. Er begegnete mir mit zarter Achtung, mit schonender Aufmerksamkeit. Ach, es that mir

unaussprechlich wohl, von ihm nicht verkannt zu werden. Er versicherte mich seiner Theilnahme; sie erwärmte mein Herz. Er zog mich an sich, ohne daß ich es wußte; aber ich sträubte mich nicht. Seine Sanftheit, seine strenge Sittlichkeit, — doch, hat mich nicht sein angenehmes Aeußere, seine schöne Figur bestochen, ihm unwillkürlich eine Lobrede zu halten?

Der Graf war wieder da! Heute fröhlicher, unbefangener, herzlicher. Sein Blick wellte mit Wohlgefallen auf mir. Ich las in seinem Auge etwas, das mich aufregte, das mir das Blut in die Wangen jagte und das Herz höher hob. In seinem Betragen lag eine feine Auszeichnung, ein Entgegenkommen, das mich von jedem andern Manne in Verlegenheit gesetzt haben würde; bei ihm nicht. Er schloß mein Innerstes sich auf. Er sprach über tausend Dinge, und wußte jedem ein Interesse zu geben. Er ergriff

im Feuer seiner Rede meine Hand, ich ließ sie ihm willig, ohne etwas deutlich dabei zu denken; der Onkel sah mich bedeutend an, ich zog die Hand erröthend zurück. Der Onkel lächelte, der Graf schien weder das Lächeln des Onkels, noch mein Erröthen zu bemerken; er fuhr im Gespräch fort, und ich ärgerte mich, daß ich roth geworden war, und daß ich die Hand zurück gezogen hatte.

Er liebt mich; ich glaube, er liebt mich. Er ging heute mit mir allein im Garten. Die Sonne senkte sich hinter den blauen Gebirgen des Horizontes hinab, und vergoldete die Gipfel der Felsen mit ihrem prächtigen Abendroth. Er stand sinnend vor dem feierlichen Schauspiel, zog meine Hand an seine Lippen, sahe mir mit Liebe unter die Augen, und drückte mir, im stillen Erguß seiner Empfindungen, die Hand. Ich glaube ich drückte sie ihm wieder; da umschlang er mich, und rief, seiner vergessend; „wo Liebe

im Herzen wohnt, behält die Schönheit der Natur ihre Rechte.“ Die Tante kam aus dem Seitengange und lächelte bedeutend über die seltsame Gruppe. Ich mußte den ganzen Abend die Ausfälle ihres Scherzes hören, und ich hörte sie gern, denn sie erinnerten mich an den Augenblick, welcher der süßeste meines Lebens war. Meine einzige Besorgniß ist, daß ich seiner Liebe nicht werth bin. Er ist besser, edler als ich; in seiner Seele ist kein Flecken; in seiner Brust wohnt das tiefste Gefühl für Natur und Religion. Er kennt kein Falsch, sein Herz ist lauter, wie Krystall. Ich bin nicht so rein, so makellos. Der Hof hatte mich verdorben, aber ich will besser werden. Ich will werden, wie er, und an seinem Herzen werde ich die Glücklichste seyn unter der Sonne.

Er hat mich getäuscht! Doch nein!
 Er nicht! Ich habe mich getäuscht! These
 ese ist die Glückliche, die sein Herz gewonnt

nen hat, die das Leben mit ihm theilt. Sie will meine Freundin seyn; sie hat um meinen Umgang, um meine Liebe gebeten. Eine schwere, fast unerfüllbare Bitte. Therese ist schön, sie ist liebenswürdig; sie kann besser seyn, als ich. Aber nein, mehr lieben kann sie ihn nicht! Das Wort ist heraus, und warum soll ich meinem armen Herzen, dem alles geraubt ist, nicht die einzige Freude gönnen, mich zum Vertrauten zu haben. Ja, ich liebte ihn; ich träumte mir schöne Hoffnungen, und sie sind auf ewig geschwunden. Ich habe alles verloren. Jetzt ist kein Ersatz für mich denkbar. Ich soll sie lieben, Theresen lieben, die sich zwischen mich und ihn stellt. Eine Aufgabe, die für meine Kräfte zu stark ist. Liebe läßt sich nicht gebieten, auch Freundschaft nicht. Ich sollte sie hassen, allein sie kann ja nicht dafür. Sie hatte frühere Rechte auf ihn; sie weiß es ja nicht, daß mein Herz im Stillen verblutet. Ich will mich stark machen, ich will

ihre Freundin scheinen, ich will den Schmerz, der mich langsam tödtet, in stummer Verzweiflung dulden. Nun blüht keine Freude für mich mehr. Als er mir an jenem Abend die Hand so herzlich drückte, da sank die Sonne meines Lebens hinter die Vorgebirge meiner stillen Hoffnungen, und sie kehrt nie wieder zurück. Es wird Nacht um mich bleiben, ewig dunkle, kalte Nacht. Schreckliches, freudenloses Leben! Aber ich habe es nicht verschuldet. Der, der meine Tage zählte, weiß auch ihr Ende; bis dahin will ich ausharren, ohne Klagen, ohne Murren.

Ich soll mit. Soll das glückliche Paar auf das Land begleiten; soll täglich sehen, wie die Liebenden im Zauber des Genusses nur sich einander gehören, und die ganze übrige Welt vergessend, ihr Paradies pflegen und bauen; ich soll der einzige stille Zeuge ihrer seligen Tage seyn, und Therese will vor meinem Auge den Mann mit zarter Lie-

be umfassen, der meinem Herzen das theuerste war. Mein, das kann ich nicht! Ich kann es nicht! Und doch habe ich zugesagt, denn er, sagte Therese, wünscht recht herzlich, daß ich sie begleite. Er wünscht es, es ist sein erster Wunsch, den ich ihm erfüllen kann, und doch wird er mir so schwer; er kennt den Jammer meiner Leiden nicht. Er weiß, er ahnet nicht, mit welcher namenlosen Treue ich ihn liebe. Vielleicht — wir werden uns täglich sehen. Seinem Blicke wird mein tiefer Kummer nicht entgehen; er wird in die Tiefe meiner Geheimnisse bringen, und mich dann wenigstens bemitleiden. Unglückliche! Zertretene! Daß du mit dem Mitleid der Freundschaft Dich begnügen willst, wo Dein glühendes Herz Liebe fordert. Und wenn er nun die furchtbare Entdeckung gemacht, was gewinne ich dadurch? wird er glücklicher, wenn er sich von Beiden geliebt weiß? Therese oder ich, eine steht danr auf der Spitze, und was hat

mir Therese gethan, das engelreine Wesen, das einen Himmel voll Liebe im Busen trägt! Doch es soll seyn. Ich habe mich lange geweigert. Sie drang in mich; er wünscht es; ich komme — aber es wäre vielleicht besser, ich käme nicht.

Sie sind so glücklich, ich nicht, ich kann es nie werden. Jeder Tag macht mich elender. Ich habe nur ihn geliebt. Mein Herz kann keinem andern gehören. Er weiß es nicht, er soll es nie erfahren. Ich will meinen Schmerz tief in mich versenken, und den Grabstein der Vergessenheit darauf wälzen. Vergessen? Nein, das kann ich nicht; ich sehe ihn ja täglich; und wenn ich tausend Meilen von ihm wäre, so würde sein Bild ewig lebendig vor meiner Seele stehen.

Hab' ich doch keine Sünde begangen, und ich werde gestraft, als die gemeinste Verbrecherin; denn unglücklicher als ich, ist Niemand auf der Welt. Der Anblick thres

Glücks verzehrt mein Innerstes, und ich muß lächeln und freundlich aussehen, und darf nicht sagen, daß ich krank, daß ich sehr krank bin. Kein Arzt kann mir helfen, kein Gott!

Wenn ich Theresen nur hassen könnte, so hätte das Gift meiner Seele doch wenigstens eine Nahrung. Aber sie ist so gut, so himmlisch gut, daß ich sie wider meinen Willen lieben muß. Allen Übeln setzt die Zeit ein Ziel, dem meinigen nur Geduld.

Ich wollte sterben. Ich ging dem Gewitter entgegen, ich flehie den Himmel an, daß er seine Blitze herabschleudere und mich zermalme. Dicht neben mir fiel das Feuer aus den schwarzen Wolken nieder. O, wäre ich doch noch einige Schritte vorwärts gegangen, so hätte meine Quaal geendet. Aber ich soll leben. Ich soll? wer zwingt mich? wo ist der Arm, der sich mir entgegenstellt, wenn ich will?

Ich habe das Gift gefunden, das Therese sich hat kommen lassen, um die armen Fliegen aus der Welt zu schaffen, die uns den ganzen Tag belästigen. Meine innern Furien plagten mich mehr; ich will sie erlödten, dann hab' ich Ruh im Grabe. Ich fürchte den Tod nicht, er ist mir ein willkommenener Freund; die Federkraft meiner Stärke ist zerschmolzen, ich ertrage den Anblick nicht länger, die Liebenden glücklich zu sehen. Ihren Hochgenuß will ich nicht stören. Ich will mich zurückziehen in den stillen Winkel meines Grabes. Die Welt ist mir, ich bin der Welt nichts mehr werth. Sie werden weinen um mich, denn sie sind mir gut; aber das süße Glück ihrer Liebe wird ihnen bald ihre Thränen trocknen, und sie werden mich vergessen.

Das Gift ist in der Limonade. Nur einen herzhaften Schluck und der große Schritt in jene ferne Welt ist geschehen. Mich schaudert. Die Limonade ist trübe.

Der Weg ist dunkel, mein Herz bebt, zwei Mal habe ich schon den Becher an die Lippen gesetzt. Es überfällt mich eine Angst. Ich wollte noch an Therese und Herrmann schreiben, aber ich kann nicht, die Hand zittert mir. Ich will noch einmal hinunter in den Garten; ich will mir Muth und Stärke erflehen, meine Seele dem empfehlen, der Blumen und Gifte schuf; vom Gebete gestärkt will ich dann trinken und sterben.

Großer Gott, was ist geschehen, der Giftbecher ist geleert. Therese ist krank, sie kann nicht sprechen, der Schmerz zerreißt ihr Innerstes. Charlotte behauptet, die Limonade weggegossen zu haben, weil sie wolkig und unrein ausgesehen habe, und dieß ist meine einzige Beruhigung. Ich glaubte im ersten Schreck, Therese sey in meinem Zimmer gewesen, und habe, um sich zu kühlen, Limonade getrunken.

Es ist so, es muß so seyn! Therese ist todt, noch im letzten Augenblicke ihres Lebens klagte sie mich als ihre Mörderin an. Dort liegt die Schiefertafel, auf der sie mit sterbender Hand das Wort Gift niederschrieb. Charlotten habe ich wieder gefragt; sie behauptet das Glas ausgegossen zu haben, doch, setzt sie hinzu, sei es nur halb voll gewesen. Bestimmt war Therese auf meinem Zimmer, während ich im Garten betete, und trank die Hälfte des Giftes. Ich habe gemordet, ich habe dem Grafen sein Liebste geraubt, ich habe beide elend gemacht. O, hätte ich doch nie gelebt! Der Rächer der Welt will nicht, daß ich sterben soll, sonst hätte er mich mit seinem Blitze erschlagen, sonst hätte er mich das Gift trinken lassen. So will ich denn leben, mir zu meiner Strafe leben, und jede Stunde, jeder Tag soll den Jammer mehren, der meine Brust zersoltert. Mein innerer Gott ist von mir ge-

wichen, nun habe ich keinen Frieden mehr auf dieser Welt.

Ich kann nicht weinen. Gott ist so grausam gegen mich, daß er mir selbst die Linderung der Thränen versagt. Es ist alles eiskalt; der Arzt nannte mich eine Verworfene. Nein, das bin ich nicht! Ich wollte sie ja nicht morden, mir galt das Gift. Ihr Geist schwebt unter den Verklärten. Sie weiß jetzt meine geheimste That. Ehre, Du stehst vielleicht in diesem Augenblick unsichtbar vor mir, Du schauest in die Tiefe meines Herzens; Du wirst es öde und erstarrt finden, aber der Vorsatz, Dein schönes Leben zu kürzen, war bei Gott und allen Heiligen nie in meiner Seele. Ich habe Deine Hülle geschmückt, an Deinem Sarge habe ich drei Tage und drei Nächte gewacht. Zum einzigen Andenken meines unnennbaren Unglücks nahm ich von Deinem Finger den Trauring. Den kleinen Raub hat niemand

Bemerkt, ich war allein im Zimmer und kurz darauf wurde der Sarg geschlossen.

Diesen Ring will ich mitnehmen und den Schlüssel zu deiner Gruft. Der Ring war das Symbol deiner reinen Treue. Warst Du nicht, Therese, so trüg' ich vielleicht diesen Ring; jetzt bist Du nicht mehr, jetzt laß mich ihn tragen! Aber nur, um mich an meinen unerseßlichen Verlust täglich zu erinnern. Und wird mir das Leben, mit dem mich der Herr des Lebens straft, zu schwer; so soll mir Dein Gruftschlüssel die stille Wohnung Deines Friedens öffnen, und an Deinem Sarge will ich mir Ruhe und Muth ersuchen.

Ich habe dem Grafen Lebewohl gesagt, ich darf ihn nie wiedersehen. Ich will in ferner Stille leben, und meinem verzehrenden Gram mich willig Preis geben. Vielleicht endet er bald meine Leiden.

Was ist das? Welche neue Pein drängt sich mir an das Herz. In Charlottens Zimmer finde ich von Bollmann, dem Kammerdiener des Grafen, den Brief, den ich in der Schnelle copire, um sie meinen Fund nicht merken zu lassen; denn ich soll nicht wissen, daß Bollmann sie liebt.

„„ Mit unserm armen Herrn wird es alle Tage schlimmer; ich weiß nicht mehr, was wir machen sollen; auch den Herrn Sekretair wird ganz angst und bange dabei. Sein einziges Geschäft ist, daß er tagtäglich an die Frau Gräfinn schreibt. — Heute früh, als ich in seinem Zimmer aufräumte und er im Kabinet noch schlief, las ich, was er diese Nacht an die Frau Gräfinn geschrieben hatte, und da es deine Baronesse betrifft, so schrieb ich mir es geschwind ab, und schicke es dir auf beiliegenden Blättchen. Das wäre doch kurios, wenn der Graf und deine Baronesse noch ein Pärchen würden; für uns wäre das gar nicht übel, denn dann stände unserm

Glück gewiß auch nichts mehr im Wege, und gewiß würde mein Herr an deiner Baronesse den besten Ersatz finden, und die selige Frau Gräfinn war deiner Herrschaft immer ja sehr gut, so daß sie gewiß hat Nina sagen wollen, wie das dumme Gewitter dazwischen gekommen ist.““

A b s c h r i f t.

„„Lange schon habe ich etwas auf dem Herzen, Therese! Gib mir darüber Aufschluß, wenn Du kannst! An jenem Gewitterabende wolltest Du mir zwei Wünsche, erst nach Deinem Tode erfüllbar, vertrauen. Den ersten, die Beisetzung Deiner Hülle in der Familien-Gruft, habe ich leider schon erfüllen müssen. Im Ausspruche des zweiten unterbrach uns der schreckliche Blitz, der die Linde in dem Garten zerschmetterte. Du legtest kurz zuvor Deinen Mund an meine Wangen und kispeltest leise: „Und nun wünsche ich noch etwas; heirathe nach meinem Tode N —“

Was wolltest Du damit sagen, Therese! Ich habe mir oft den Sinn dieses N. zerlegt; jeder Deiner Wünsche war mir von jeher heilig; und dieser war der letzte Deines schönen Lebens. Du willst mir ein Jahr nach deinem Tode erscheinen. Thue das, o, thue das, meine einzige, meine verklarte Therese, und dann sprich jenen Wunsch aus, wenn er noch in deiner Seele ruht. ""

Auch ich zerlege mir den Sinn dieses N. in heimlicher Bangigkeit. Nur zweierlei konnte Therese sagen wollen: heirathe nach meinem Tode Nina, oder heirathe nach meinem Tode nicht wieder. In des Grafen Seele könnt' ich einen großen Blick thun, wenn ich das Original seines Briefes zu lesen bekommen könnte. Hat er, wie die Abschrift des Kammerdieners lautet, N. geschrieben, so deutet dieser Zug seiner Feder auf den Zug seines Herzens. Aus Theresens Hand würde er mich empfangen, und mich glücklich machen. Ich wollte ihm seinen

Kummer zerstreuen. Therese sollte, als Ge-
 nius jener lichtern Welt uns mit ihren Tu-
 genden umschweben, uns die Seeligkeit ihrer
 Himmel schenken; in meiner Liebe sollte
 Herrmann eine zweite Therese finden, an
 meiner Seite sollte die Erde ihm wieder
 zum Paradiese entblühen; unter dem Kusse
 meiner zärtlichsten Treue sollte sein erkalte-
 tes Herz sich wieder erwärmen. Therese
 wollte mir wohl, sie liebte mich schwe-
 sterlich. Sie kannte das frühere Verhältniß zwischen
 mir und dem Grafen; sie wußte, daß er mir
 wenigstens gut gewesen war. Alle diese Ge-
 fühle mußten sich auch in des Grafen Feder
 geschlichen haben, wenn er dieses M. schrieb.
 Und doch — sollte Therese das „nicht wie-
 der „ auf den Lippen gehabt haben? Der
 Graf ist ungewiß, tausendmal mehr bin ich
 es. Sie will ihm erscheinen. Gute schwär-
 merische Therese, Du kanntest die eisernen
 Fesseln des Todes noch nicht. Der Weg
 zu jenseits geht nie rückwärts. Noch keinem

Sterblichen gelang es, ihn zu finden. O kommst Du, Therese, aus Deinen Fernen zu mir herüber, so rathe mir, sprich, was ich thun soll, das Herz deines Hertmanns zu gewinnen! Er soll darum Dir nicht untreu werden. Du sollst ihn nicht verlieren, wir beide wollen Dich lieben.

Sonderbar! Gestern bin ich hier in der Residenz angekommen und heute trifft der Graf ein. Der Fürst August sagte, daß der Graf ihm nach vielem Zureden das Wort gegeben, auf der Maskerade zu erscheinen. Der Graf weiß nicht, daß ich hier bin. Ich werde ihn übermorgen bei dem Fürsten treffen. In wenigen Wochen ist es ein Jahr, daß Therese starb. Er soll bleich und krank aussehen, der Kummer hat sein Leben gewidmet. Der Quell seiner Freuden, Therese, liegt im Grabe. Er wird vergehen, wenn ihn ein liebender Arm nicht hält. Sein Herz bedarf der Liebe, wenn es unter der

Dein der Einsamkeit nicht auch endlich zu
 schlagen aufhören soll. Ich kann, ich will
 ihn retten. Ich habe keinen Vertrauten, der
 ihm meine glühende Liebe erzählen kann.
 Therese soll meine Brautwerberin seyn.
 Ich betrüge ihn, aber es ist ein schuldloser
 Betrug, der den Grafen vom Jammer seiner
 freudenlosen Existenz rettet, ihm ein treues
 Weib in die Arme führt, ihm Theresens
 Lücke füllt, und meinem Daseyn einen glück-
 lichen Zweck giebt. Therese war einen Kopf
 größer, wie ich. Wenn ich mir einen Tod-
 tenkopf aufsetze, so gewinne ich ihre Figur;
 ihr Todtenschmuck soll meine Maskenlei-
 dung seyn, und Theresens Trauring der
 Talisman, der seinen letzten Zweifel hebt.
 Die Blumen, die an ihrer Brust im Sarge
 vermoderten, sollen frisch an der meinigen
 blühen, und ich will sie ihren Wanen in
 der Gruft opfern, wenn ich den Grafen ge-
 sprochen. Ich will seinen Willen nicht bin-
 den, ich will ihn nicht absolut verpflichten,

mir seine verwaiste Hand zu geben; aber ich will ihm sagen, daß Nina ihn liebt, daß Nina Theresens treueste und letzte Freundin war. Dann mag er sich im Geheim berathen, und entscheidet er sich für meine Wahl, so soll meine zärtlichste Liebe sein glücklichster Lohn seyn. Die Zeit ist kurz; rasch an das Werk!

Es ist alles fehl geschlagen, der Anblick des Todtenkopfes erschütterte den Grafen heftiger, als ich vermuthete. Er stürzte zusammen; ihm schwanden die Sinne, ehe ich Theresens Wunsch ihm verlaublich hatte. Mir ward bange. Ich fühlte mich tief erschüttert. Ich fürchtete ein allgemeines Aufsehen. Ich mußte fliehen, ehe er erwachte. Die Liebe zu Herrmann hat mich zu einer Unbesonnenheit verleitet, die, von schrecklichen Folgen seyn kann, welche ich nicht berechnen konnte. Der Graf ist krank. Gott! eine schreckliche Angst zerreißt mir das Herz.

Er ist todt, er ist todt! und ich lebe noch. Therese und Herrmann todt! — und ich lebe noch. Großer barmherziger Gott, wirf mich hinab in die Hölle, in die ewige Verdammniß! Ich winde verzweiflungsvoll die Hände zu Dir hinauf. Ende, Allgütiger, ende!

So weit die versprochenen Auszüge.

Nina starb ein halbes Jahr später, wahrscheinlich an genommenem Gifte. Unter ihrem Nachlaß fand man das Geheimbuch, in welches sie täglich ihre Bemerkungen einzutragen gewohnt gewesen war. Ich habe nur das daraus mitgetheilt, was mit dem Aufschluß der Begebenheiten des Grafen und der Gräfinn im Bezug stand.

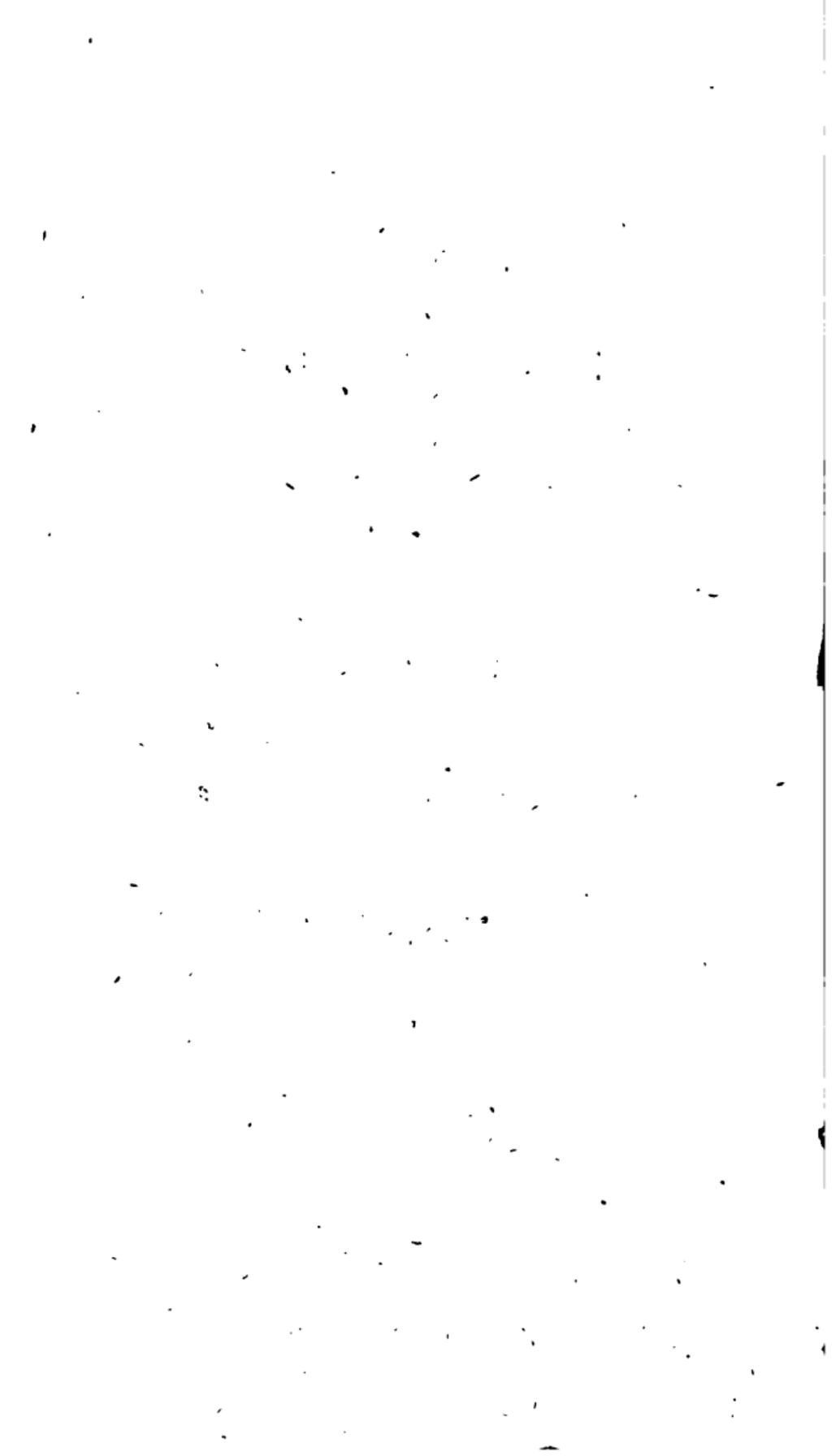
Zufällig hatte ich Gelegenheit, den Kammerdiener des Grafen persönlich kennen zu lernen. Ich sprach ausführlich mit ihm über diese Geschichte, und fragte ihn vorzüglich, ob er wirklich damals, als der Sarg

der Gräfinn gleich nach ihrem Tode, bei der Beisetzung in der Gruft geöffnet worden war, den Trauring an ihrem Finger bemerkt habe. Er gestand, daß er, als der Major von Eck mit ihm den Sarg zum zweiten Male geöffnet habe, diesen Umstand hätte mit einem Eide bekräftigen wollen. Allein wenn er wirklich hätte schwören sollen, wär' er doch nicht im Stande gewesen, einen körperlichen Eid darauf abzulegen, weil er sich nicht ganz genau darauf besinnen könne. Der gute Mann hatte sich auf jeden Fall geirrt.

Die übrigen Umstände dieser leider ganz wahren Geschichte ergeben sich dem aufmerksamen Leser von selbst.

Inhalt.

| | |
|-----------------------------|-----------|
| Das Raubschloß. (Aufschluß) | Seite 169 |
| Die Reise aus dem Lager | 179 |
| Der Giftmord | 243 |
| Verfehlte Liebe | 269 |



Von A. Apel, H. Claren, Th. Hell, Fr. Kind, Fr. Laun, W. A. Lindau, Karl Streckfuß, und Gustav Schilling sind folgende Schriften bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Apel, A., Kunz von Kaufungen. Trauerspiel. 20 gr.

— — Die Aitolier. Tragödie. 1 thlr.

Angelika oder der Tochter Opfer. Drama von Th. Hell 1812. gr. 8. 20 gr.

Zwei Bräute für einen Mann, von Fr. Laun. 1809. 8. 2te Aufl. 1 thlr.

H. Claren Lustspiele 2 Theile 1817. Inb. 1) der Brauttanz, 2) Folgen eines Maskenballes, 3) der Abend im Posthause 4) das Doppelduell 2 thlr. 6 gr.

H. Claren Scherz und Ernst, in Erzählungen. 2 Theile. 1818. Schweitz: p. 1 thlr. 18 gr.

Die Gevatterschaft, von F. Laun. 8. Neue wohlf. Ausg. 1808. 1 thlr.

Germanikus. Trauerspiel des Arnault, übersetzt von Th. Hell. 1817. 12 gr.

Historien ohne Titel, von Fr. Laun. 2 Theile. 8. 2te wohlf. Ausg. 1808. 1 thlr. 18 gr.

Fr. Laun's Schauspiele, enth. das Hochzeitgeschenk und Gabriele d'Estrees. 8. broch. 1 thlr. 8 gr.

W. A. Lindau Lebensbilder. 2 Theile. 1817. 1 thlr. 12 gr.

Reisen und Irrthümer eines Heirathslustigen, von Fr. Laun. 2 Theile. 8. 2te Aufl. 1809. 1 thlr. 8 gr.

Karl Streckfuß Erzählungen. 1812. 1 thlr.

Der Mantel. Drei Erzählungen von Fr. Laun, C. Streckfuß und G. Schilling. 1813. 1 thlr. 6 gr.

- Das Gespenst. Drei Erzählungen von Fr. Kind,
Fr. Laun und G. Schilling. 8. Schrpb. 1814.
1 thlr. 6 gr.
- Ich und meine Frau. Drei Erzählungen von Fr.
Laun, W. A. Lindau und G. Schilling 1815.
1 thlr. 6 gr.
- Schilling, G., sämtliche Schriften. Erste Lie-
ferung oder 1 — 6. Bd. 8. 6 thlr. Zweite Lie-
ferung 7 — 12. Bd. 8. 6 thlr. Dritte Liefe-
rung 13 — 18. Bd. 6 thlr. Vierte Lieferung 19
— 24. Bd. 6 thlr. Fünfte Lieferung 25 — 30.
Bd. 6 thlr. Sechste Lieferung 31 — 36. Bd.
6 thlr. Siebente Lieferung 37 — 42 Bd. 6 thlr.
Achte Lieferung 43 — 46r Bd. 4 thlr.
- Es ist darin enthalten: das Weib wie es ist. 1
thlr. 8 gr. Die Janoranten. 3 Theile. 3te
verb. Aufl. 3 thlr. Der Liebesdienst. 4 Theile.
4 thlr. Die schöne Sibille. 2 Theile. 2te verb.
Aufl. 2 thlr. Bagatellen von J. Kuckuk. 2te
verb. Aufl. 1 thlr. Erzählungen 4 Theile. 4 thlr.
Geschichten. 3 Theile. 3 thlr. Irrlichter. 3
Theile. 3 thlr. Abendgenossen. 2 Theile. 2te
aus 3 in 2 Theile verwandelte Aufl. 2 thlr. 8
gr. Das Orakel od. drei Tage aus Magdalen-
nens Leben. 21. gr. Laura im Bade 2 Theile.
1 thlr. 18 gr. Der Reichthaber, 2te aus 2 in ei-
nen Band zusammen gedrängte Aufl. 1 thlr. 6
gr. Die Saat des Bösen. 2 Theile. 1 thlr. 18
gr. Elärchens Bekändnisse. 2te aus 3 in 1 Band
zusammen gedrängte Aufl. 1 thlr. 6 gr. Die
Wunderapotheke 1 thlr. Der Weihnachtabend 2te
verb. Aufl. 21 gr. Die Neuntödter 21 gr. Die
Geister des Erzgebirges 1 thlr. Flocken 2 Theile.
2 thlr. 6 gr. Gottholds Abenteuer 2te Aufl.
2 Theile 2 thlr. 4 gr. Wallmann der Schütze
21 gr. Die Nachwehen 18 gr. Freudengeister
21 gr. Die Bedrängten 1 thlr. 8 gr. Der Roman
im Romane 2 Theile 2te Aufl. 2 thlr. Die Heim-
suchung 21 gr. Blätter aus dem Buche der Vor-
zeit 1 thlr. 5 gr.

68696300

1151

